

PEZOLD, LEOPOLD DIETRICH ERNST

Schattenrisse aus Revals Vergangenheit

Reval
1898

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

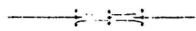
Schattenrisse.

U. A. 742

Schattenrisse

aus

Revals Vergangenheit.



Von

Leopold von Bezold.



Sonderabdruck aus dem „Revaler Beobachter“ mit Erweiterungen.



Gerhard Steinber

Reval, 1898.

XII B^b 12.

131637

V. 1000

B. II q. 1067.

Довольно цензурою. Ревель, 8-го Октября 1898 г

8st. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

13991

Типография «Ревельскаго Наблюдателя»

Wanderleben, Jugendlust,
Weit die Welt und frei die Brust!
Zieh' hinaus mit hellem Blick,
Kehre reichen Sinn's zurück,
Sorg' nicht um der Zukunft Zügel,
Wandern, wandern, das will Flügel!

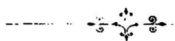
Doch daheim im Freundesrund
Schließe fest den Mannesbund,
Was den freuet, was der schafft,
Eurem Land dien' seine Kraft:
Auf dem Grund mit fester Sohle,
Vorwärts heiße die Parole!

Vorwärts auf dem Weg der Pflicht,
Vorwärts, aufwärts zu dem Licht,
Vorwärts, ob im Wanderdrang,
Ob in Lust beim Gläserklang,
Ob in hanger Zeiten Schwere —
Vorwärts zu der Heimath Ehre!



Inhalt.

	Seite.
Vorwort.	
Schiffländer auf Reisen	3
Petersbergs Keller	27
Im Kloster	79
Unser Museum	133
Nothjahre	165
Unter dem Zeichen des Verkehrs	185
Nachträge	201



Christländer auf Reisen.

Practische Wahrnehmungen und Winke.





I.

„Sind Sie schon in Italien gewesen?“ fragte mich einmal ein alter, uralter Herr in Neval. Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Als ich zum ersten Mal dahin ging, war ich in großer Gesellschaft, wohl siebzehntausend Mann und viel Landsleute darunter, viel gute Kameraden. Es ist lang her, sehr lang, es war noch im vorigen Jahrhundert, unter Suworows Commando! — — Viele gute Kameraden dabei — viele Landsleute!“

In großer Gesellschaft! Viel Landsleute dabei! Nicht immer kehren sie heim mit Lorbeern von Novi und mit Erinnerungen an die Erprobung der treuen Kameradschaft auf blutigen Schlachtfeldern. Aber die „Gesellschaft“, das hat allezeit den Ehstländern in der Fremde, im Frieden und in Freuden wie jenem alten Herrn im Kriege die lebhafteste Erinnerung wachgehalten und die Bilder des Erlebten verschönt. Vielen ist auch das, was sie im Auslande gesucht und gefunden: Vergnügen, Belehrung, Erholung, Genesung im Rückblick erst werthvoll, wenn Landsleute dabei waren, wenn sie gleichsam

ein kleines Stück Ebstland mitgenommen hatten oder vorkanden in Berlin oder Paris, in Kissingen oder Elster. „Wir waren auch in Neapel“, erzählte mir ein anderer alter Herr in Neval, „sehr schön, sehr schön. Wissen Sie, wir waren unserer vier, der T.'sche Onkel, General S., mein Vetter von K. und ich, unsre alte Whistpartie aus dem Club. Da haben wir oft den ganzen Nachmittag gespielt — wissen Sie im Hotel de Rome mit der Aussicht auf den Vesuv. Ja, in Neapel ist es herrlich.“

Wer unser Provinzialleben kennt und würdigt, wird in diesem Ausdruck nicht den Beweis für Stumpfheit und Beschränktheit sehen. Ebensovienig, wie in dem Wort, das einem andern Ebstländer vor dem Dom zu Antwerpen entschlüpfte: „Auch unsre kleine J.'sche Kirche ist schön.“ Es ist die feste Zugehörigkeit, die Liebe, die Treue zur Heimath, die in allen diesen Worten spricht. Es ist der enge Zusammenhang alles Empfindens und Denkens der Ebstländer mit der Stätte, mit dem Charakter, mit den Menschen Ebstlands, was sie bei jeder Erhebung des Gemüths, bei jedem tiefen Eindruck des Neuen, bei den wichtigsten Erfahrungen und Erlebnissen sogleich an die Genüsse und Schätze und Liebesbände wie an die ursprünglichsten Gewöhnungen der Heimath denken läßt. Der Ebstländer ist eben wohl körperlich, aber nie im Gemüthe von Ebstland zu trennen.

Dafür legte auch jener Buchbindergefell Zeugniß ab, dem ich vor einigen Jahren auf dem Dampfer zwischen Bregenz und Constanz begegnete. Einige ebstnische Worte, die er hörte, ließen den bestaubten, ärmlichen Mann jede bescheidene Scheu vor den „Touristen“ vergessen: er gab sich der Freude hin, von der Heimath reden zu können. Wandertrieb hatte ihn in die Ferne geführt Von Stadt zu Stadt, von Meister zu Meister war er marschirt, in den Städten das Zehrgeld für

die Wanderung erarbeitend. So hatte er in Wien, in Constantinopel, sogar in Jerusalem als Buchbinder Erwerb gefunden. Jetzt zog es ihn in die Heimath zurück, aber im Frühjahr wollte er aufs Neue reisen. Solcher Wandervögel giebt es sicher viele, wenige von ihnen werden aber wohl soviel Sinn für großartigere Verhältnisse und größere Erscheinungen, als Ebstland sie bietet, mit so warmer Anhänglichkeit an ihre bescheidene Heimath verbinden. Mein Buchbindergefell übte den speciellen Sport, Wasserfälle zu besuchen: er kannte den Jmatra, wie den von Terni, den Rhein bei Schaffhausen, wie die Wimbach- und Krimlerfälle in Tirol, aber des Fallschen und Jaggowalschen gedachte er mit warmem Gefühl und dem Narvschen widmete er eine begeisterte Schilderung. Und überall — so pries er sein Glück — habe er Landsleute getroffen, auch als er ermattet von Jassa nach Jerusalem pilgerte, hatte ein Ebstländer, der im Gefolge des Großfürsten Konstantin desselben Weges zog, ihn vor dem Verschmachten gerettet.

Und damit Niemand glaube, ich unterschätze diese Aeußerung der altbekannten ebstländischen Treue, rufe ich Dich zum Zeugen, lieber Genosse jugendlich froher Jahre! Gedenkst Du noch des Septemberabends auf dem Rigi? Du warst von Zürich, ich von Luzern aus den Berg hinangestiegen. Oben um den Kulm wogten dichte Nebel, im großen, ungemüthlichen Gasthof drängten sich englische Damen und deutsche Professoren. Fröstelnd und übellaulig flüchtete ich mich aus dem Saal, wo eine laute Miß sich zu schrecklichen Arien von einem rothhaarigen Gentleman auf dem Pianino begleiten ließ. Und den Corridor entlang, der zum Lesezimmer führte, kamst Du daher, eng in einen silbergrauen Plaid gehüllt, der Deine lange, dünne Gestalt wie eine Säbelscheide umspannte. Und „in des Weges Mitte“ tönnten plötzlich von beiden Seiten frohe Rufe:

der Landsmann hatte unverhofft den Landsmann getroffen. Und Du erinnerst Dich wohl auch heute noch der Folgen dieses unerwarteten Wiedersehens! Dieser beiderseitigen Freude, dieses kräftigen dörrtschen Doppelgroggs und dieser grimmigen Laune, zu welcher uns das grauenhafte Nebelhorn nach ganz kurzer Rast auf den dicht unmwölkten Ausichtsfleck schreckte! Es war für den Reisenden auf Naturgenuß Alles verfehlt auf dem Rigi: kein Abendsonnenglanz, kein Morgenroth, keine Ruhe in den feuchten Betten und hohe Rechnungen — aber es war köstlich dort oben und erinnerungswerth bis in alle späteren Jahre! Eshliland hatte sich dort wiedergesehen.

Noch manches andre Bild landsmannschaftlicher Herzlichkeit auf dem Hintergrunde fremder Lande wußte ich wachzurufen. Vom Guten, das er genossen, zu erzählen, treibt es jeden Menschen von Gefühl. Also auch den Eshländer, und der weiß — wenn es ihm zu erleben vergönnt war — viel von dem Guten zu erzählen, das ihm zu Theil ward, wenn er bei Kroll oder im Prater, im Alpenland oder in Rom je alte Freunde und Kameraden aus der Domschule, dem Gymnasium oder gar aus Dorpat an fremden Orten wiedersah. Und diese landsmannschaftlichen Zusammenkünfte, die bisweilen den Charakter fliegender Vergnügungscolumnen annahmen, sind auch von den Fremden nicht unbemerkt geblieben. Es haben sich Traditionen, ja Legenden an diese seltsam zusammenhängenden Nordländer geknüpft: von den Sängern des ersten Quartetts, das von der Trinita dei Monti über Rom hinflang, von den vier eshländischen Freunden, die in den ersten Jahrzehnten unseres Säculums den Kern einer eigenen eshländischen Colonie am Tiber bildeten, hat man in Rom noch 20 Jahr später erzählen hören, und von den sieben „Russen“ ebenso, die in der Mitte des Jahrhunderts im Zillerthal den Schuhplattner sprangen und vom Faulhorn aus Dorpater Burschenlieder in die stille

Nacht hinaus schickten. Das Tagebuch eines Ebstländers registrirt treulich, wie vor etwa 50 Jahren Landsleute sich verabredeterweise oder zufällig, befreundet oder bisher fremd, Altersgenossen und verschiedenen Alters an mehreren Orten Italiens begegneten, gemeinsame Rundgänge, Ausflüge, Reisen machten und in ihrem Zusammensein den Genuß des Gesehenen doppelt reich empfanden. Und selbst aus den allerletzten Jahren liegen mir Zeugnisse vor, daß rechte Reisefreude unsern jungen Ebstländern erst sich aufthat, wenn sie Landsleute gefunden, wenn sie mit solchen die Rheinfahrt machen oder Pariser Boulevards betreten oder gar die Alpen überschreiten konnten. Der Sumorow, der Sie commandirte, war ihr Heimathgefühl.

In der Freude wird auch der persönlich unbekanntes Landsmann zum willkommenen Heimathsgenossen und der Heimathsgenoss leicht zum vertrauten Freunde. Die in Ebstland schon so elastische Verwandtschaft und „Familie“ erweitert im Auslande ihre Kreise, die starren Vorurtheile und Standescheidungen treten zurück, arm und reich werden nicht abgewogen, nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft des Andern fragt man nicht: das landsmannschaftliche Band schafft zeitweilig — freilich oft nur für kurze Zeit — eine ungewöhnliche Freiheit des Verkehrs, einen reichhaltigen Genuß der Gegenwart, eine Fülle von Erinnerungsschätzen — also auch eine große Menge von Illusionen, von Hoffnungen, von Enttäuschungen, von Bitternissen, mitunter aber auch von dauernden Beziehungen. Die Ebstländer auf Reisen sind in manchen Stücken Andere, als die Ebstländer zu Haus. Aber auch unbequem können unsere Herren mitunter in der Fremde sein, zumal wenn sie Sorgen und Mißlaunen, Zorn und Bitterkeit nicht zu Haus zu lassen vermochten. Treffen sich mehrere so gestimmte Leute im Auslande, so freuen sie sich, ihre Herzen in Klagen und Vorwürfen ausschütten zu können. Dann reizt

die Erregung des Einen die des Andern, und einer jener alten Herren, auf die ich mich so gern berufe, hatte wohl nicht ganz Unrecht, als er seinem leberkranken Schwiegersohn, den der Nevalsche Arzt nach Karlsbad schickte, das Wort abnehmen wollte, um der Cur willen dort mit keinem Landsmann zu verkehren.

Doch ich habe hier besonders die Reisenden im Auge, welche gemeinhin „Touristen“ genannt werden, nicht die Reisenden aus Gesundheitsgründen oder solche mit einem bestimmten geschäftlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck. Der Beitrag Eshlands zu der Zahl dieser letzteren Art, ist verhältnißmäßig sehr groß. Namentlich hat die Wissenschaft den Reisen eshländischer Gelehrter viel zu danken. Die Weltumsegler Krusenstern und Kogebue, Stachelberg, der Schilderer des Phigaliatempels und der Hellenengräber, die Naturforscher R. G. v. Baer, Widdendorf, M. v. Grünewaldt, Fr. Schmidt, N. v. Seydliß, Glehn, Toll und viele andere Männer sind von Eshland ausgezogen, um unbekannte Fernen zu erforschen, und haben hundertfach auf ihren gefährvollen, entfangungsreichen, oft überanstrengenden Fahrten bewiesen, daß auch die Kühnheit, die Zähigkeit, der Verzicht auf persönliche Wünsche, die Selbstkraft der Einzelnatur den Eshländern nicht abgeht. Von diesen Helden der Wanderung rede ich heute nicht, sondern von den weichen, anschniegenden, lebenslustigen Leuten, die zu ihrem Genuß oder zu eigener Belehrung in großer Zahl aus Neval oder vom Lande ins Ausland dampfen.

II.

Zu jeder Reise bedarf es der Vorbereitungen. Das frühere Verfahren, das die Ertheilung eines Reisepasses davon abhängig machte, daß der Reiselustige vorher dreimal, in drei Wochen in der Ehstländischen Gouvernementszeitung „gestanden“ habe, ist ja jetzt aufs beste verkürzt: man kann den wohlunterschiedenen Paß in einem bis zwei Tagen haben. Umständlicher ist die Feststellung des Reiseplanes. Nicht Alle sind so glücklich, daß ihnen ein festes Ziel — etwa eine bestimmte Universität oder ein bestimmtes Bad oder ein ganz unvermeidlicher Besuch — gesetzt ist. In diesen Fällen handelt es sich nur um Fahrpläne, Anschlüsse, Hotels, Preise, besondere Empfehlungen und Adressen. Ist aber allgemeine Belehrung, Erholung oder Vergnügen der Reisezweck, steht dem Scheidenden die ganze Welt offen, dann muß natürlich alles viel genauer erwogen und Rath von allen Seiten gehört werden. Letzteres geschieht in der Regel, aber zwischen Hören und Befolgen giebt es weite Wege. Rath hören wird an sich ein Verdienst, weil es eine schwere Probe der Geduld wird. Der Rathgeber sind gar so viele. Jeder, der eine ausländische Reise gemacht hat, und zumal Jeder, der nur eine gemacht hat, fühlt sich jetzt zum Rathen berufen, das am liebsten ein Vorschreiben wäre. Alte Erinnerungen erwachen, die Lust am Erzählen wird gereizt.

Das Selbstbewußtsein, Alles am besten eingerichtet zu haben, die Ueberlegenheit, in wohlgeprobter Weisheit dem Andern seine Wege vorzuzeichnen, das Vergnügen, den Willen des Andern zu regieren und hierbei aus der vollen Tasche desselben rücksichtslos sich selber Phantasieereien und Phantasiegegenstände zu schaffen — das sind die Freuden, die der Auslandsreisende seinen Freunden bereitet, noch ehe er selbst seinen Koffer gepackt hat. „In Berlin“, sagt der Eine, „versäumen Sie ja nicht die Parade auf dem Platz vor dem Opernhaus — um 12 Uhr“ — — — „Sie müssen durchaus im Sedan-Panorama speisen — da ist's gut und billig“, empfiehlt der Zweite; „Nehmen Sie ja in der Schumannstraße Wohnung bei der Wittwe — wie heißt sie gleich?“ — — — räth der Dritte. „Ich warne Sie vor den Gepäckträgern in Berlin — mir ist“ beginnt der Vierte seine Erzählung. — — — „Nein“, sagt der Fünfte, „jetzt, in dieser Jahreszeit in Berlin! Brrr!“ — Und der Sechste, der Siebente und soviel ihrer noch sind, die einmal auf fremden Rath hin eine Woche oder zwei in Berlin zugebracht haben und drum dort vollkommen orientirt und durchaus mitzusprechen legitimirt sind, und also für ihre Rathschläge gehorsame Befolgung verlangen dürfen, alle diese guten Freunde gehen von der Ueberzeugung aus, daß kein Mensch so zu reisen wisse wie sie.

Wieder Andere haben die Specialität der Badebekanntschaften. Sind sie selber von dem Wahn angehaucht, vornehm sein zu können, so haben sie ihre Freude daran, in Ems oder Baden-Baden oder Spaa oder Ostende mit lauter Hochvornehmen oder Hochberühmten innigen Verkehr gepflegt zu haben. Dies sind nicht eigentlich Rathgeber, sondern Ermuthiger, lebende Beispiele für das Glück und den Glanz des Reisens, und ihre Empfehlungen werden einigermaßen durch den Hintergedanken gedämpft: „Dir, armer Kerl, kann es nun freilich so

gut nicht gehn, Du hast nicht die Beziehungen“ oder „Du hast nicht das Auftreten“ oder „Du bist ja nicht wie ich.“

Eine dritte Kategorie nimmt sogleich die Karte zur Hand „Ich habe da aufgezeichnet, wie man am besten in kurzer Zeit viel sieht. Ich nehme an, Sie wollen viel sehen. Dann fahren Sie am besten hier über Dresden — Sie wissen: Galerie, grünes Gewölbe, Brühlsche Terrasse, also zwei Tage, — dann Prag, — nichts Bedeutendes, — Wien, Theater, Strauß, Prater, Esterhazykeller, — acht Tage, Salzburg, auch einen Tag, — München, Pinakothek, Glyptothek, Hofbräuhaus ganz neu hergerichtet, famos, Residenztheater, Starnberger See, Walhalla — Pardon, das ist Regensburg, also München, Café Luitpold, drei Tage, — dann Frankfurt, Ariadne, Goethehaus und Abends Palmengarten, versäumen Sie das nicht — zwei Tage, — dann Wiesbaden, Niederwalddenkmal, Rheinreise; Köln mit mehreren Kirchen und dem Dom, neben dem Gürzenich ist eine kleine Weinkneipe, ich weiß den Namen nicht, aber famoser Bernkastler dort, vergessen Sie nicht, sehr nette Kellnerinnen — vier bis fünf Tage — dann noch Brüssel, schöne Schaufenster, viel Leben, Manneken, Musée Wierx, ganz famose Caté-chantants und Bilder, — nun, das All's noch viel schöner in Paris — ja Paris, da müssen Sie schon länger bleiben, etwa vier Wochen oder fünf, das ist herrlich, — da steigen Sie gleich ab in“ u. s. w. u. s. w. Genug, unser junger Bergnütigungsreisender erhält die schönste Route vorgegeschrieben und kann in zwei Monaten von der Welt genug gesehen haben, um sein Leben lang von den Schätzen des Auslandes zu erzählen und künftigen reiselustigen Jünglingen diese „herrliche Route“ dringend anzurathen.

Nun giebt es aber auch noch romantische Menschen und Rathgeber in Neval und auf dem Lande. Da ist unter Anderen ein alter Herr, der in Heidelberg studirt hat. Dorthin adressirt

er nun seit dreißig Jahren alle jungen Leute, von deren beabsichtigter Auslandsreise er auch ohne die „Ehstl. Gouv.-Ztg.“ Kenntniß erhält. Nicht rechts noch links schauen! Grad-dör nach Heidelberg mit dem alten Schloß und den ewig jungen Studenten-Schwieten, mit dem echten und unechten Binsensbub und der verkrüppelten kleinen Marianne. „Der alte Kienz lebt wohl nicht mehr“, schließt er mit Wehmuth, „er hatte immer so guten Schwartemagen.“

Die Zeit ist vorüber, da man kranke Fräulein zum Wunderdoctor Lampe nach Goslar oder nach Gerbersdorf und fromme nach Harns schickte. Auch auf Bayreuth zielen die Rathschläge der Erfahrenen nicht mehr so häufig wie zu Lebzeiten des Meisters. Aber dauernden Einfluß und größere Gewalt über die rathbedürftigen Ehstländer hat ein anderer Meister geübt, der selber der jüngern Generation unbekannt oder nur wenig bekannt ist. Ich habe mich gefragt, wie es komme, daß die allerneuesten Reisenden aus Ehstland auf den uninteressantesten Wegen, zu ungünstiger Jahreszeit und selbst bei beschränkter Zeit ihr Reiseziel an „die Seen“ versetzt haben.

„Die Seen!“ Jedermann in Ehstland weiß, welche Seen gemeint sind. Etwa die nahen finnländischen, die an Schönheit und Wechsel bieten, was irgend die strenge nordische Natur zu bieten vermag? oder die großartigen schwedischen Seen? oder die berühmten Loths Schottlands, die oberbairischen, die Tiroler, die Schweizer Seen? Nichts von alledem. „Die Seen“ — das sind die Ehstland fernsten oberitalienischen Wasserbecken. Wer wollte leugnen, daß es kaum einen größern Gegensatz der Natur und Landschaft giebt, als den zwischen den Seen bei Moik, Zendel, Niesenberg oder Loden-see und denen von Como, Garda, Iseo und dem Lago-Maggiore. Es ist auch keine Scala der Erscheinungen so überraschend, so zaubervoll, als die von jener Farben- und Formen-

lust, jener Lichtfülle, Fruchtbarkeit und Blütenpracht des Südens, die mit verschwenderischem Glanze die südalpinen Seen überschnitten, zu dem schwermüthigen Ernst, der über den stillen Waldseen des Nordens oder über deren farbenarmen Ufern brütet. Wer nun gar aus Eis und Schnee sich fast ohne Unterbrechung mitten in die Erntezeit der Citronen und Apfelsinen hat versetzen lassen, wo die Sonne selbst in goldenen Früchten zur Erde niederzusteigen scheint, der wird gewiß den unauslöschlichen Eindruck eines Wunders an sich zu erfahren glauben. Aber, so herrlich der Blick von den Terrassen der Fola Bella über den Lago Maggiore, so traumhaft schön der Pfad durch die Myrthenbüsche der Villa Sarbelloni nach Bellagio ist, — um dieses einen mächtigen Natureffects willen sollte nie Jemand mit kaum geöffneten Augen ein Stück Erde durchfliegen, das ihm eine unabsehbare Reihe von neuen, erfreuenden, belehrenden Eindrücken bieten kann. Es ist im höchsten Grade befremdend, daß so viele junge Leute mit warmem Herzen und klarem Kopf ausgesandt werden, um vor diesen einzelnen schönen Bildern zu erstaunen, statt in ruhiger und gesammelter Anschauung Natur und Menschenleben kennen zu lernen, wie das rechte Verständniß der schulmäßigen Geschichts- und Erdkunde sie unbedingt erfordert. Zweierlei war mir bei diesen umweglosen Eil-Fahrten gen Süden stets ein Räthsel: weissen Rathe folgte diese Jugend, die sonst doch Rathschlägen nicht allzu willfährig zu sein pflegt, und woher die Gewalt, die gerade diese Empfehlung auf sie übte? Vielleicht hat mir ein altes Fräulein, zwar keine Zeitgenossin jenes ehrwürdigen Greises, der mit Suworow in die lombardische Ebene gezogen, aber doch jener vier ehstländischen Herren, welche den Besuch vom Hotel de Rome aus bewunderten, den Schlüssel zu diesem Räthsel in die Hand gegeben

„Die lieben Jungen,“ rief die alte verehrte Dame er-

freut, als ich ihr von meiner Beobachtung sprach, „das haben sie von ihren Müttern.“

„Von ihren Müttern? Ich wüßte Söhne und Töchter genug, die zu den „Seen“ strebten, deren Mütter nie dort gewesen.“

„Und doch ist das eine Einwirkung mütterlicher Sehnsucht — vielleicht nur ganz mittelbar, vielleicht ganz unbewußt. Denn die Seen — ach, wer dächte dabei nicht gleich an den herrlichen Albano, an das Entzücken, zu dem ihn der Blick von jener Inselterrasse erhob, an Liane, die süße Braut seiner Seele“.

Nun wußte ich's: auf den borromäischen Inseln, auf dem See und auf den anderen Seen des Landes glänzen noch heute die Strahlen weicher, schwärmerischer Gefühle, wie sie den Titan Jean Pauls erfüllten, noch heute webt sich um diese Stätte der Schleier derselben Phantasie, welche den Dichter begeisterte, eine Landschaft zu schildern, die er selbst nie gesehen. Es ist der Nachhall einer dahingegangenen Romantik: wer liest heute noch in Reval den Titan oder die unsichtbare Voge? Haben auch nur die Mütter der heute reisenden Generation für diese Dichtungen geschwärmt oder sie auch nur kennen gelernt? Aber deren Mütter, die Großmütter der heutigen Jugend, haben aus der Ferne für den großen Herzenbezwinger geschmachtet, haben ihre eigenen schönsten Gefühle beim Lesen seiner Natur- und Seelenschilderungen erkannt, haben sich selber in den Beaten und Lianen wiedergefunden. In ihren Gemüthern lebten die Exaltationen Jean Pauls um so verkklärter fort, je weniger die Teiche in Wittenhof und Schwarzenbek und der Rahhalsche See dem Lago Maggiore und der Villa Borromeo glichen. Schon bei den Großmüttern setzte sich als gesegnetes und gelobtes Land die poetische Schilderung Jean Pauls fest, und von den Alten unseres

Landes werden sich gewiß einige noch der vielen kleinen schwarzen oder illuminirten Kupfer erinnern, welche diese gepriesene Insel darstellten und für Bilder schönster Natur galten, obgleich sie weder die Gefühle Albanos irgend wecken, noch irgend eine Vorstellung von dem wirklichen Reize der dortigen Landschaft geben konnten. Die Legende war eben fertig und behauptete sich. Reisende kamen zurück und bestätigten die Reize der Seen — und so wurde deren Besuch gleichsam obligatorisch und ein unumstößliches Zeugniß für wirkliches Naturgefühl: Die „Seen“ wurden in das normale Reiseprogramm Ebstlands recipirt, und wer es ernst nahm mit einem Rath, um den er gebeten oder nicht gebeten worden, empfahl natürlich in erster Reihe, was ihn selbst erfreut hatte und von vornherein gegen jede Anzweiflung gesichert war. Es konnte auch in der That Keinem die Freude an der überstandenen Reise erhöhen, wenn die weltbewanderten Freunde und Verwandten in der Heimath die Achseln zuckten: „Und Sie waren nicht an den Seen? Da haben Sie viel versäumt! Ja, das hätten Sie nicht unterlassen sollen.“

„Aber wohin sollen wir denn reisen?“ fragen mich Herr A. und Frau B. und Frä. von C.

III.

Ja, wohin? Das ist das große Problem des Reiselebens, das entscheidet den bleibenden Werth der Reise, das hebt aus der flüchtigen Lust des Reisens einen dauernden Schatz für das Leben. „Sehe Jeder, wo er bleibe.“

Dies eben ist der große Fehler der sich forterbenden Programme und Reiserouten, daß sie unter der Voraussetzung zusammengestellt und ausgeführt werden, daß „Eines sich für Alle schicke“. Was Hinz Freude bereitet hat, soll auch Kunz beglücken. Mehr noch: was dem Hinz unter bestimmten Umständen, vielleicht in einer besonderen Gemüthsstimmung oder bei seiner eigenartigen Anlage Genuß geschaffen, das soll nun Kunz, der in andern Verhältnissen erwachsen ist, der anders gelaunt, der im Ganzen andern Charakters ist, den gleichen Genuß bieten. Zwei vertraute Freunde, welche die ähnlichen Lebenserfahrungen haben, die gleichen Ansprüche an das Leben stellen, die gleichen Pflichten für die Heimath sich vorzeichnen, schon diese Freunde bestehen eine harte Probe der gegenseitigen Anpassung, wenn sie sich überall in gleicher Weise unterhalten, belehren, anschließen oder abwenden sollen. Und nun sollte gar ein jüngerer Landsmann schön finden und sich erbauen an Eindrücken, die der ältere vor einem oder mehreren Jahren schön und erbaulich fand. Reisen ist Prüfung der Persön-

lichkeit: angeichts der weiteren, neuen, viel bietenden aber auch fordernden Welt lernt erst der Freund den Freund, der Reisende sich selber kennen. Wer beim Genuß seine Freude zeigt, ist dankbar, also liebenswürdig, aber wo er nicht zu genießen noch zu danken vermag, um so unliebenswürdiger. Darüber hilft auch die engste Landsmannschaftlichkeit und die größte Heimathliebe nicht hinweg. Hinz und Kunz lieben sich wie Brüder. Hinz schwärmt für Wagner, Kunz hört die Trommel so gern. Hinz geht in den Reichstag, Kunz zu Castan. Hinz trägt seine Handschuh, Kunz hat keine. Hinz speist gern bei Dressel, Kunz im academischen Speisehaus am Castanienwäldchen; Hinz bewundert Hauptmanns Kautendelein, Kunz das Schulpferd des Circus Busch, Hinz fährt zweiter Classe, Kunz zieht die dritte und deren ungezwungene Gesellschaft vor. Hinz weiß, was er sich schuldig ist, Kunz will aller gesellschaftlichen Rücksicht entbunden sein, Hinz ist Kaufmannssohn aus der Stadt, Kunz Baron vom Lande u. s. w. Und für diese beiden Freunde von Dorpat her hat ein Dritter, ein wohlbereiteter Rechtsanwalt, das Programm gemacht. Ob sie wohl zusammen bis an die Seeen kommen? Ob sie die Fahrt dahin so voll genießen, wie der Rechtsanwalt es ihnen schaffen wollte? Ob sie daheim wieder so brüderliche Freunde sein werden, als sie es in Dorpat waren?

Was soll denn überhaupt dieses Auslandsreisen der Jugend, insbesondere der Jugend gebildeter Kreise? Höfische Manieren lernen, berühmten Männern aufwarten, sich einen ausländischen Doctorhut holen, wie es vor hundert Jahren und früher wie später geschah, — das ist ein Erforderniß der Erudition und Respectabilität nicht mehr. Wer Ernsteres im Sinne hat, als sich flüchtig zu vergnügen, wer dem künftigen Leben nicht entgegensteht, wie einer Zwangsanstalt, in die man wenigstens die Erinnerungen freier, lustiger, wonnevoller Tage hinübernehmen

möchte, wer in der Arbeit keinen Fluch, sondern auch im Vergnügen eine Vorbereitung zu der Arbeit, eine Mehrung der Arbeitstüchtigkeit erkennt: — der baut sich selber ein Programm und der behält sich die Freiheit vor, unerwartete Erfahrungen und Hinweise, neugewonnene Belehrungen und Beziehungen, neuerwachte Bedürfnisse und Wünsche in dieses Programm dreinsprechen zu lassen. Er verschmäht es, sich dem Rundreisebillet oder dem schönen Traum der Großmutter von den „Scenen“ zu verkaufen, er erfährt täglich neu, was er braucht, und er bestimmt täglich, wie er das Nöthige sich gewinnt. Heutzutage macht der Baron keine Cavalierstour, der Kaufmann keine Rundreise bei den Gläubigern, der Candidat keine Reverenzen bei den Pfalzgrafen seiner Facultät, auch der Gesell keine Wanderung von Werkstatt zu Werkstatt, um Meister zu werden. Die Lehrreise hat sich mit der Vergnügungs- und Erholungsreise vereinigt — — zumal für unsere Landsleute. Denn was diese lernen oder lernen können, wenn sie zur Erholung oder Vergnügen auf Reisen gehen, was sie zu ihrer Lust und Kräftigung finden, wenn sie auf Reisen Belehrung suchen, das giebt ihrem Reisen den höhern Werth und die rechte Bedeutung für die Heimath. Menschentreiben, Menschenwesen, Menschenkraft und Menschenziele offenbaren sich dem Jüngling, der bisher nur die beschränkte Form des provinzialen und colonialen Lebens gesehen, im Auslande und ganz besonders in unserem stammverwandten Nachbarreiche in ungeahnter Weite. Das auf Schule und Universität Erlernte gewinnt dort praktische Gestalt: wie die Landschaft sich in ihrer Mannigfaltigkeit und in den Wundern ihrer Schönheit dem Reisenden enthüllt, so öffnen ihm der Kampf der Bedürfnisse und der Begierden, die Macht der Wissenschaft und der Kunst, die Ordnung der Selbstunterwerfung und der Freiheit das Verständniß für die Geschichte des Menschenthums und damit für die Geschichte der Heimath.

Alldieses spricht verständlicher zu dem Wanderer, der nicht plötzlich in das Gebrause Londons oder Berlins versetzt ist und dasselbe dann allein für das Menschenleben hält, sondern der besonnen von Land zu Land zieht, Alles beobachtend und Alles vergleichend. So thut sich auch der höchste Reiz jener italienischen Seen, das sonnig südliche Licht in Farben- und Gestaltenhülle Demjenigen am herrlichsten kund, der an minder reichen Gegenden sein Naturgefühl herangebildet und endlich die eisigen Höhen mühsam überstiegen hat, welche die Grenze zweier Zonen zu bilden scheinen.

IV.

Die Aufstellung eines Reiseprogramms nach fremdem Geschmack und nach fremden Erfahrungen ist somit keine Förderung einer rechten Jugendreise. Ziehe doch Jeder hinaus — gestützt auf die allgemeinen Kenntnisse, die er von Schule und Universität mitbringt und unterstützt von einem guten, sachlichen Handbuch, wähle sich die eigenen Wege und Zeiten und trage dann die Freuden der Erinnerung als selbst erworbene und die Enttäuschungen als selbstverschuldete ins weitere Heimathleben hinüber.

Betreiben wir weiter mit einem unserer jungen Landsleute die Vorbereitungen zu seiner ersten Reise. Es soll gepackt werden. Ja, was denn? Wenig, wenig, wenig — nur das Nothwendigste. Gepäck ist allezeit eine Erschwerung des Reisens, oft Anlaß zu großem Aergerniß. Die Bedürfnisse des Einzelnen sind verschieden, Beschränkung der gewohnten Bedürfnisse ist fast immer möglich. Disponirt richtig über eure Kastrage und Ihr werdet mit dem geringsten Quantum von Wäsche durchkommen. Schleppt nichts Unnützes mit Euch, kauft nichts Ueberflüssiges und Ihr werdet immer Raum genug im Koffer haben. Laßt das Gepäck nicht von Euch und Ihr werdet viel Zeit und Geld ersparen. Voraussenden und Nachsenden ist eine schlechte Deconomie. Beschränkt Euer Handgepäck und Ihr

werdet Euch und Euren Mitreisenden viel Aerger vorenthalten. Befreit Euch nach Kräften von der Tyrannei des „Dinges an sich“, Eures todten Besigthums.

Eine seltsame Wahrnehmung, die mir auch ältere Leute bestätigen: Der Ehrländer kleidet sich zur Reise schlecht, als sollte er in vollem Anzug nächtelang im Heu campiren; er nimmt auch einen Koffer mit, einen Mantelsack oder wie man das Erbstück seines Großvaters nennen möge, das allen Culturhistorikern ein interessantes Stück, ein würdiges Object für das Ehrländische Provinzialmuseum, ein Gaudium der trinkgelustigen Dienstmänner, ein steter Aerger und Zeitverlust des Besitzers ist. In der Regel reißen die Riemen, brechen die Schnallen, klaffen die Schlösser schon vor dem „Embarquement“; auf der Grenz- und Zollstation müssen zusammengeknotete Stricke gekauft und das weiche oder eckige Scheusal umschnürt werden, in jedem Hotel mißt der Oberkellner den Besitzer solchen Gutes mit bedenklichen Blicken: „in welchen Stock gehört dieser Mensch?“ bis ihn der Dialect des Ankömmlings beruhigt: „Aha, ein Russe!“

Nun gar das Handgepäck! Diesen eben beschriebenen „Tschemodan“ trägt der Besitzer mit sich in den Wagenabtheil und schiebt ihn mühsam in das Reg über den Sitzen, dorthin muß auch die riesige Rolle des Plaid's, die den Winterpaletot, beinahe vergessene Stücke, den Schirm, einige Bücher und anderes Geräthc enthält. Auch ein Stock wird auf die Reise mitgenommen, vielleicht sogar eine Hutschachtel.

So reißt der junge Mann von Ehrland aus. Was er heim bringt in einem neuen Koffer mit neuer Wäsche, in einer Summe neuer Vorstellungen und Verpflichtungen, gehoben, gestärkt, geschärft für eine Zeit neuer Arbeiten zum Besten der Heimath, das zeigt die Zukunft.

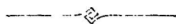
Aber nicht nur der neugebackene Candidat oder Arzt, Erbbaron oder Geschäftsmann reist: auch der Glückliche, der eben erst in den höchsten aller Stände, in den Ehestand getreten.

In Deutschland ist die Hochzeitreise zu einer allgemeinen Sitte der mittleren und höheren Stände geworden, in Ehtland dagegen noch nicht. Ich selber habe dies Vergnügen nicht genossen, aber auch nur Wenige davon erzählen hören. Solche wanderlustige Ehepaare pflegen über ihre Heimkehr mehr Freude zu äußern, als über ihren Auszug. Die Fremde hat ihnen die Heimath noch lieber gemacht. „Es ist wie die Sakuska vor dem Mittagessen“, sagte ein brutaler Lebemann und wischte sich die Lippen. Die Frau schmolzte: „Schäme Dich, Du Prosaist.“ Und in diesem Wort ist der Poesie des Lebens auch in dem neuen Hausstand ein Recht zuerkannt.

Darj ich diesen Wahrnehmungen und Erfahrungen einige bescheidene Rathschläge anhängen? Ist unerbetener Rath zwar nie willkommen, so ist der erbetene drum doch nicht immer besser. Deine Uhr muß richtig gehen, stelle sie immerhin nach der Localzeit. Freue Dich befreundeter Landsleute, aber vergiß nicht, daß Du auszogst, die Fremde kennen zu lernen. Gesellschaft ist das Theuerste am Reisen, wenn sie Dir Zeit kostet, die Du nützlicher auf Dich selbst verwenden könntest. Lerne in jedem Genuß, genieße bei jedem Lernen. Wahre Dir die persönliche Freiheit des Beschließens, binde Dich an kein Programm, an keine Gesellschaft, an kein Rundreisebillet und vor Allem nicht an Dein Gepäck. Reisen sei Dir die Freiheit, widerstrebe der Tyrannei des Großen und des Kleinen, vor Allem der Tyrannei des fremden und des eignen Vorurtheils und der Tyrannei des Hochmuths, wie der kläglichen Armuth des Selbstgenügens. Laß Keinen warten und warte selber nicht zu Deinem Schaden. Sei richtig vorbereitet, so wirst Du nichts übereilen und nichts der Eile opfern. Vergiß, was Dich

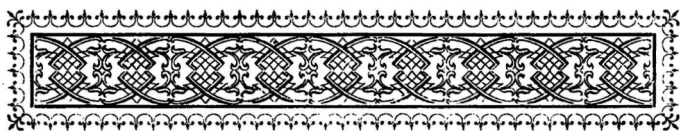
in der Fremde vom Freunde trennte und halte in der Heimath fest, was Dich in der Fremde einen Freund gewinnen ließ. Denke in Treue an die Heimgebliebenen und mit guten Vorsätzen an Die, welche Deine Rückkehr erwarten. Ziehe hinaus in Lebenslust, kehre wieder in Manneskraft. Bringe ein Herz zurück, reich in dem Guten und Schönen, das Du genossen, warm in der Liebe und Arbeitslust für die Heimath!

Sursum corda!



Detenbergs Keller.





Pfingsten, 1898.

I.

Wie leuchtet das frische Grün ringsum, wie süß duften die Blüten, wie weich und lau weht der Frühlingswind! Wie könnte es anders sein im wunderschönen Monat Mai, da Altvater die Welt schmückt mit aller Schönheit, der bräutlichen Liebe des Koit und der Aemarik zu Ehren!

Und doch glänzt nicht jeder Mai in solchem Schmuck, nicht immer sehen wir dämmerungsfroh Abendglanz und Morgenlicht sich die Hände reichen und den Liebeskuß tauschen. Auch unsere kurzen Nächte können dunkel, auch unser Mai kann rauh und stürmisch sein. Wir Alten haben es erlebt und werden es nicht vergessen, daß einmal der Winter in Ehtland beinahe bis in den Juni hinein das Regiment führte. Von diesem lang andauernden Winter, von seinen Folgen im Schlimmen und Guten, von sorgenvollen und fröhlichen Stunden, welche unsere Erinnerung an ihn knüpft, darf heute hier wohl die Rede sein.

Es sind gerade 31 Jahr her, man schrieb in Reval den 20. Mai, im Auslande den 1. Juni. Es war 5 Uhr Nachmittags, die Stunde, in welcher sich am Sonnabend ein Kreis von Männern in einem der Häuser beim Catharinenthaler

Salon zu einer Tasse Kaffee zu versammeln pflegte. Gewöhnlich trafen sie sich schon auf dem Wege dahin, und so auch an jenem Sonnabend 1867. Zuerst der Leiter einer Privatknabenschule in der Neugasse und der damalige Redacteur der „Revalschen Zeitung“. Auf dem Marktplatz stießen der Director und ein Oberlehrer der Domschule zu ihnen, bald darauf der Typus gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit, ein junger Mann, der sich zum Antritt einer bequemen und hohen Beamtenstellung in Odesa rüstete. Bei der gegenseitigen Begrüßung machte der sonst so vorsichtige Domschuldirector eine unfreundliche Bemerkung über den sechzigsten Grad, der noch im Juni Massen von Schnee herabgeschickt habe, was den patriotischen Schuldirector aus der Neugasse tief verletzen mußte. In seinem nordischen Patriotismus ging er dem Manne, der noch nicht verlernt hatte, nach dem Stil und den klimatischen Usancen des Westens und Südens zu rechnen, mit der ihm eigenen Wärme zu Leibe und pries die Vorzüge des späten Winters und des alten Stils für gewisse Fälle, zum Exempel für den heutigen, der es Reval gestatte, an demselben Tage eine flotte Schlittenpartie zu unternehmen, an dem man in Frankfurt schon vergessen, wie Schnee aussieht und sich im Stadtwald vor den Sonnenstrahlen zu schützen sucht. Er schlug vor, eine solche Schlittenfahrt heute, am 1. Juni neuen Stils, sofort zu unternehmen und, da die Mehrzahl ja ohnehin in Pelze gehüllt sei, sofort einzusteigen. Und hierbei winkte der energische Meister der Schule in der Neugasse nach der Richtung hin, wo eine Reihe von Fuhrleuten schon auf den Bock ihres Schlittens gesprungen war und die kleine Gruppe der Männer mit zuvorkommender Aufmerksamkeit und mit der Ungeduld der Concurrnz beobachtet hatte. Raum war ihnen ein Zeichen gegeben, das ihre Dienste zu fordern schien, so sprengten sie los und jagten mit schleudernden Schlitten auf Jene zu, ihrer

6 Schlitten auf 5 Personen. Der Director vom Dom hatte sich rasch und gern gefügt; der Redacteur schlug vor, auch den allgemein verehrten Syndicus der Stadt mit den Reizen einer Schlittensfahrt im Juni zu versuchen, und eine Viertelstunde später jagte die kleine Expedition in dem Tempo, das in Rücksicht auf die Zufriedenheit der Fahrgäste den Fuhrleuten Nevals bei guter Bahn als das einträglichste sich erweist, die Narosche Straße entlang. Der Syndicus hatte rasch sein Actenheft zugeklappt, Abschied genommen von Weib und Kind und in einem der beiden Schlitten Platz genommen. Ueber das Wohin war nicht lange debattirt worden. Der Director der Neugasse hatte den Fuhrleuten kurz und bündig das Ziel bestimmt: „Duntentrug, dort warten!“

Die Pferde griffen munter aus, die Glocken an ihrem Geschirr erhoben ein gleichartiges Geklirr, in dem der einzelne Klöppelschlag kaum mehr zu unterscheiden war, Schneeballen, weich und hart, rein und unrein flogen über die Fahrgäste hin, die Narosche Straße, die noch mit Brettern vernagelten Villen am Strande zogen rasch vorüber, der Wind strich mit der ganzen Frische der reinen Winterluft an den Ohren und Schläfen der Fahrenden hin. Die ganze Luft des Nordländers an der raschen Bewegung im Freien, der volle Reiz des Fluges durch die stille, weiße Landschaft, über die schon eine dunkle Wolkenwand sich zu erheben begann, der unbegrenzte Blick, der sich bei Erreichung des Glinds über das eisbedeckte Meer aufthat, wo nur dunkle Streifen auf offenes Wasser schließen ließen, endlich ein dumpfes Getöse, das wie ein großes Kanonenschießen in weiter, weiter Ferne klang und von Zeit zu Zeit über das schollige Eismeer donnerte, — das Alles mußte auch den süddeutschen Dombirector rasch mit dem 60 Breitengrade und dem Freunde versöhnen, der dessen Vertheidigung in so drastischer und actuellder Weise übernommen.

So war denn eitel Lust und Fröhlichkeit bei den sechs Revaler Herren, als sie in das große, fast möbellöse Zimmer des Duntentruges eingetreten waren. Zwar wollte der Wirth ihnen den bestellten Grog im kleineren Buffetzimmer serviren, sie aber zogen es vor, bei geringerer Temperatur und minder schlechter Luft in dem „Saal“ zu bleiben, in dem sonst tanzlustige Revaler Familien die Polka zu schwingen pflegten. Ein Tisch und die nöthigen Stühle wurden hereingetragen, der dampfende Grog erschien, und eine Munterkeit beherrschte bald die Gesellschaft, wie sie nur in sehr vertrautem Freundeskreis, in ungewöhnlicher und von allen kleinen Lebensverdrüßlichkeiten befreiter Umgebung möglich ist. Als der Wirth eine Lampe auf den Tisch stellte und fragte, ob nicht noch ein zweiter Grog gefällig sei, erhob sich kein Widerspruch.

Statt des Wirths trug ein den Meisten fremder Mann, offenbar auch ein Gast, heißes Wasser herbei und bat, den Herren ein Glas präpariren zu dürfen. Er sei der Weinhändler Petenberg aus dem Börsenkeller und habe hier einen Cognac aus seiner Niederlage. Das war eine gute Empfehlung, denn kannte damals auch noch nicht jeder „trinkbare“ Mann den Petenberg von Angesicht oder dessen Keller von Augenschein, so wußte doch jeder, daß Hartmuth und Fahrenholz, Landesen und Ferberg kein besseres Getränke führte, als der Wirth im Börsenkeller. Auch von einigen persönlichen Eigenschaften dieses Mannes, die später erwähnt werden mögen, war Manches bekannt worden. Die sonst so exclusive Literatengesellschaft im Duntentruge nahm keinen Anstand, für Herrn Petenberg einen Stuhl und ein Glas an ihren Tisch stellen zu lassen, doch nicht ohne daß der Dombirector und sein Oberlehrer eine kleine Mißstimmung unterdrückt hätten.

Mit feierlichem Ernste begann Petenberg sein Schenkenamt. Die frischen Gläser und Löffel wurden aufmerksam auf

ihre Reinheit, und das Wasser auf seine Temperatur geprüft, eine Flasche herangeholt und mit einem besondern Korkenzieher geöffnet, und dann der Cognac ganz langsam und vorsichtig Löffel für Löffel in die Gläser gegossen. In der That — das Getränk war köstlich, blumig, wohlgeschmeckend, erwärmend und doch weit weniger kräftig, als man sonst in Reval seinen Grog zu trinken pflegte.

Es ist die Gabe der guten Getränke daß sie der Unterhaltung größere Tiefe verleihen. Bei dem guten Grog Petenbergs wandte sich auch das Gespräch der sechs Männer ernsteren Gegenständen und mancher Sorge zu, die an dem provinziellen Horizont als dunkle Wolken emporzusteigen begann. Und mit der Sorge, die Allen nahestand, kam der Widerspruch, da sich Jeder in seiner Weise über sie und über ihre Gefahren auszusprechen und Anerkennung seiner subjectiven Meinung zu fordern begann. Den sechs Freunden war es um Streit nicht zu thun; und man hielt lieber zurück, als den Widerspruch zu verfolgen, und das Gespräch hüßte an Lebhaftigkeit ein, was es an Liebenswürdigkeit festhielt. In einer der kleinen so entstehenden Pausen erhoben sich plötzlich in dem entferntesten und dunkelsten Winkel des Tanzsaals laute, eifernde Stimmen, nicht zwei, nein drei und mehr Leute waren da wohl in Streit gerathen. Wie kamen sie herein? wo saßen sie? Man leuchtete mit der Lampe in alle Winkel, sie waren leer. Petenberg hatte unterdeß den Kopf auf den Tisch gelegt und schien fest eingeschlafen.

Raum hatte die Gesellschaft etwas betroffen wieder Platz genommen und über den Schlafenden als Trunkenen einige unwillige Worte gesprochen, als von der Musikantenbühne im Saal erbärmliches Kindergeschrei ertönte, aber auch dort kein Mensch, dann klopfte es draußen an die Scheiben, Herr Petenberg solle herauskommen, und mit freundlichstem, nüchternstem

Gesicht sprang dieser jetzt augenblicklich auf und eilte fort. Im dritten Kunststückchen hatte er sich verrathen: „Bauchrednerei“, rief der Syndicus zuerst, und die Andern stimmten lachend zu. Petenberg kam zurück und bat dringend seinen Scherz entschuldigen zu wollen. Man lachte, widerstand aber seiner Aufforderung zu einem weiteren Glase Grog, berichtigte trotz seines Widerspruchs — denn der Cognac sei speciell seiner gewesen — beim Wirth die Zeche und bestieg wieder die Schlitten.

Es war unterdeß dunkel geworden: die Wolkenwand hatte den ganzen Himmel überzogen, er erschien fast schwarz. Der Schnee allein gab ein mattes Licht; die dunkeln Flecken auf der Eisfläche des Merces schienen größer geworden zu sein. Ueber das Land schnob ein scharfer Wind, gleich vor dem Krüge war die vor wenigen Stunden wohleingefahrene Straße durch ein frisches Schneetreiben bedeckt, über die Fläche des Laaksbergplateaus hüschten Schneegestalten.

Die Rückfahrt ging nicht so lustig von Statten wie die Hinfahrt, der Weg war vielfach verstümt, bald nur wenige Schritt weit zu sehen. Die Geschirrglocken gaben ihre Schläge in meßbaren Intervallen.

Da kam ein anderer, rascherer Glockenschlag hinter jenen her. Ein leichter kleiner Schlitten, mit einem geschwinden Klepper bespannt, von einem pelzvermummten Insassen geleitet, fuhr den beiden Schlitten der Sechse vorüber, vollkommen frei von jener Unsicherheit, welche die Fuhrleute im Schneesturm ergriffen hatte. Und nachdem er im Schneetreiben verschwunden, prasselte es plötzlich vor den nachfolgenden Schlitten auf, Schwärmer flogen in die Luft, rothe, grüne römische Lichter, dann bengalische Flammen, die noch sprühten, als die Schlitten der Sechse schon an ihnen vorübergefahren waren. Es war eine ambulante Illumination, eine voranziehende ambulatorische periodische Beleuchtung des Weges, eine sichere Führung zur Stadt.

Und solche that noth. Je mehr man sich der Stelle näherte, wo die Straße vom steilabfallenden G lind hinab zum Strande führt, also zum eigentlichen Laksberg, um so verstümmter war der Weg, um so gefährlicher eine Abweichung von demselben nach rechts oder links. Die Fuhrleute mäßigten den Schritt ihrer Pferde, der Wind schnob mit empfindlicher Schärfe um die Gesichter der Fahrenden, die aller Geduld bedurften, um das verlangsamte Tempo der Fortbewegung nicht durch Mahnen oder Schelten zu beschleunigen. Da hebt sich aus dem schattenlosen Grau ein dunkler Körper ab, gewinnt Form, wird freudig erkannt: das kleine Gespann von vorhin, das des Weges so sicher schien und ihn offenbar den Nachfolgenden zeigen wollte. Und aus dem kleinen Schlitten leuchtet es wieder hell empor, übergießt die Schneehaufen rechts und links und die fast verwischten Spuren der Fahrstraße mit phantastisch rothem Schein, und bewegt sich jetzt langsam voran, um den Fuhrleuten die Bergpassage zu sichern.

Hatte auf der schuklosen Fläche oben der Wind geheult und gepöfien, die Augen der Fahrenden zu Thränen gebeizt und ihnen Nasen und Ohren empfindlich gekniffen, so war es am Fuße des Berges, im Schutze der laublosen aber dichten Bäume Catharinenthals still und verhältnißmäßig warm. Weit in das Meer hinaus war in wenigen Stunden die Eisbede fortgetrieben, ein dunkler Wasserstreifen schlug mit hohlen Tönen an den Strand und spritzte rauschend über die großen Steine. Auch der Weg war ein anderer, als der dort oben. Fast keine Spur von Schnee mehr, die Schlitten knirschten langsam über den bloßgelegten Sand und durch die Pfügen. Statt der scharfen Eisp splitter und nassen Flocken, die oben den Fahrenden ins Gesicht gepöifcht waren, rieselte hier ein kalter Regen. Erst beim Burhöwdenschen Hause an der Naroschen Straße flackerte und schmauchte eine ärmliche Laterne, bis dahin

ging es in langsamem Schritt durch tiefes Dunkel, das nur um so dunkler erschien, wenn die Leuchtkugeln und römischen Lichter des unbekanntem Vorfahrers ausgesprüht hatten. Im Bereich der ersten Laternen hielt das lichtpendende Gespann. Der Mann, der es lenkte, schlug seinen Pelzkragen zurück, es war Petenberg, der seiner Lust am Feuerwerkern, die ihm in spätern Jahren so verhängnißvoll werden sollte, wie seiner allezeit willigen Dienst- und Hilfsbereitschaft heute die Zügel hatte schießen lassen. Jetzt trat er an die Schlitten der Sechse heran und lud die Herren in bescheidener, aber dringender Weise ein, nach dieser langwierigen kalten Fahrt statt des ihm vorhin versagten Groggs eine Flasche Wein in seinem Keller zu trinken. Er habe, so wandte er sich an die beiden Scholarchen vom Dom, jetzt einen wahrhaft guten Rheinwein und bitte ihn als Entschuldigung frühern Unrechts den Herren vorsezen zu dürfen. Es sei noch gar nicht spät u. s. w. Nicht ohne Bedenken gegen das letztgenannte Argument wurde ihm Zusage ertheilt. „Nur keine Empfindlichkeit!“ flüsterte der junge Freund, der nach Odeffa abreisen sollte, den beiden Herren vom Dom vertraulich zu. Und sie stimmten bei, denn die Tücken des nordischen Winters hatten die Vergnügungsfahrer an diesem Mai- oder Junitage härter angefaßt, als im December oder Januar. Erlittenem Frost und kalter Durchnässung alle gefährlichen Folgen zu nehmen und die bedrohte Gesundheit sicherzustellen, ist dem Nordländer kein Mittel so probat und so willkommen, als ein guter, Herz und Leib erwärmender Trunk, zumal in später Sonnabendstunde. Auch unter andern Umständen sind Revals Literaten allezeit der selbstgerechten Abstinenz ferngeblieben. Unfre sechs sahen an dem erwähnten winterlichen Mai- oder Junitage keinen Anlaß, dieser lebenswürdigen und vergnüglichen Tradition zu widerstreiten.

II.

Als ihre Schlitten sie vor die ehrwürdige Börsehalle führten, fanden sie schon einen Knaben damit beschäftigt, den kleinen Klepper Petenbergs von dem abgebrochenen Kanonenrohr loszubinden, welches als Pfosten das Thor zum Gange zwischen Lang- und Breitstraße zierte und um welches Petenberg die Leine seines Gespanns geschlungen hatte. Der Knabe wurde mit Pferd und Schlitten heimgeschickt, Petenberg selbst hatte wieder die Leitung seines Kellers übernommen. Drunten fanden die Gäste ihn an einem Telegraphenapparat: er meldete eben seiner Frau electricisch, daß er, glücklich vom Duntentkrüge zurückgekehrt, heute erst spät in seine Wohnung — die lag auf der frühern Reperbahn — kommen werde: eine electricische Verbindung zwischen Mann und Frau, die erste in Reval nach der kurzen Ueberspannung der Stadt mit Telegraphendrähten für electricische Uhren im Jahr 1858! Für die Geschichte des Unternehmungsgeistes in Reval sind diese beiden Versuche nicht ohne Interesse; auch an dem frühern Uhrentelegraphen hatte derselbe Petenberg lebhaften Antheil gehabt.

Die erwähnten Literaten lernten ihn also an dem einen Abend als Bauchredner, als Feuerwerker, als Electrotechniker, aber auch als guten Mundschent und hülfsbereiten Menschen kennen. Bald sollten sie erfahren, auf welchen andern Gebieten derselbe Mann sich nicht ohne Erfolg versucht hatte.

Der Keller war matt erleuchtet, eine Lampe hing von dem Hauptraume herab. Ihr schwaches Licht traf altersgraue niedrige Gewölbe, das geräumige Nebenzimmer existirte noch nicht, auch in den Räumlichkeiten für die Fässer und Flaschen war nicht für ein Verweilen der Gäste gesorgt. In dem einzigen benutzbaren Raum befanden sich außer dem telegraphirenden Petenberg noch zwei lebende Wesen: das eine, ein großer erbsfarbener Kater schnurrte ruhig auf dem schwarzen, lederbezogenen Sopha fort, als die neuen Gäste eintraten, das andere drückte sich scheu noch tiefer in den dunkelsten Winkel. Es war ein kleiner, dünner, bleicher Mann mit dünnem, weißem Haar, in schwarzem Anzug, dem man es ansah, daß er an Werk- wie an Feiertagen getragen werde und deshalb besondere Pflege seines Besitzers genieße; er war ärmlich und reinlich zugleich. Der einsame Zecher hatte eine bestaubte, staniolverstöpfelte Rheinweinflasche und einen Römer ältester Form und Farbe vor sich — wie Petenberg ihn nur favoriten Stammgästen zur Verfügung stellte. Diesem alten Herrn war die Invasion der Sechse gar nicht recht, aber er blieb still in seinem Winkel sitzen.

Ein fröhlicher Nachtrunk wurde eingenommen. Petenberg selbst trug Flaschen verschiedener Marken herbei, die er der Prüfung der Gäste empfahl. Hierbei kam zu Tage, was vorhin zu dem Worte: Keine Empfindlichkeit! Anlaß gegeben. Als vor mehreren Jahren an der Domschule — veranlaßt durch den Exceß eines Knaben, den die oberste Schulleitung nicht mit genügender Strenge zu strafen vermochte, — ein Abgang fast des ganzen Lehrkörpers stattgefunden hatte und Ersatz durch inländische Lehrkräfte nicht beschafft werden konnte, war es dem Curatorium der Domschule gelungen, in Deutschland eine Zahl junger Männer für ihre Anstalt zu gewinnen. Es waren tüchtige, ja zum Theil hervorragend tüchtige Pädag-

gogen und Gelehrte unter ihnen, vorerst aber fehlte ihnen jeder collegiale Zusammenhang und jede collegiale Tradition. Erst in Reval lernten sie sich gegenseitig kennen; fremd unter einander, fremd vor Allem gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen, den provinziellen Anschauungen, den Elementen, an denen sie ihre pädagogische Kraft üben sollten. Diese Männer, ihr Director zumeist, hatten die außerordentlich schwierige Aufgabe, um für das Leben wirken zu können, sich durchaus fremdartigen Lebensbedingungen zu fügen. Und in der gleichen Lage, in der sie sich Alle befanden, fehlte ihnen doch das Band gegenseitiger Sicherheit, das sie zu einem Ganzen, zu einem Collegium hätte machen müssen. Sie alle verstanden bald, daß die revalsche Frage: wie haben Sie sich eingelebt? richtig gestellt sei. Um ein Sicheinleben, um ein langsames Hineinwachsen in die fremden Verhältnisse, um ein Einswerden mit dem neuen Boden ihrer Thätigkeit handelte es sich, und in einer Geschichte der Domschule wird dieser Götus der Domlehrer einst darob ganz besondere Anerkennung finden müssen, daß ihm das „Einleben“ zum Besten seiner Lehrwirksamkeit, wie zur Ehre der Schule verhältnißmäßig rasch gelang. Das Hauptverdienst hieran fiel dem Director dieses jungen Lehrkörpers zu, der mit außerordentlichem Eifer und großem Geschick seine Kraft daran setzte, seine Lehrer zu einer Gemeinschaft und zu einem Ganzen zu verbinden und sie zugleich in dem fremden Lande heimisch zu machen. Es war Cröschmanns vollbewußtes Streben, in der seiner Leitung übergebenen Schule dem Lande zu dienen, und seinen Kollegen den Dienst in diesem Lande leicht zu machen. Er sah in seiner directorialen Stellung neben der speciell pädagogischen und administrativen Verpflichtung die Aufgabe der doppelten Repräsentation: den Lehrkörper wollte er gegenüber dem Curatorium und der Gesellschaft vertreten, und die Gesellschaft im

weitesten Sinne vertrat er den Lehrern gegenüber. Insbesondere galt sein Bemühen in erster Zeit dem engern Zusammenschluß des Lehrkörpers — man vergesse nicht, daß dieser Lehrkörper aus deutschen Kleinstaaten sich zusammenfand im Jahre 1860, in der Zeit der größten Zerfahrenheit Deutschlands — vor dem schleswig-holsteinischen, vor dem preußisch-österreichischen, lange vor dem deutsch-französischen Kricge, ja, vor jenem Fürstentag in Baden-Baden, wo Napoleon III. geglaubt hatte, durch sein bloßes Erscheinen, alle deutschen Vereinigungsbestrebungen zu zerreißen. Es waren das ideale, und deshalb festere Bande, als Napoleon sie fürchtete. Süd- und Norddeutsche, Hessen und Sachsen schwärmten und sangen zwar von einem geeinigten Vaterland und von einem deutschen Reich, aber sie waren, wo sie sich im Auslande trafen, fast ebenso uneins, fast ebenso in kleine gesellschaftliche Kreise, Vereine und Stammische zersplittert, wie Deutschland selbst in Königreiche, Herzogthümer u. s. w. Ein seltsamer Widerspruch, aber er trat fast überall zu Tage, wo Gruppen von Deutschen im Auslande lebten: in Petersburg, wie in Rom, in London wie in Odessa. Alles politische Empfinden und Sehnen gipfelte in dem Traum von einem einigen Deutschland, und alle praktische Begegnung ließ sogleich die Ecken und Schärfen der Stämme oder der Staatsangehörigkeit der Einzelnen auf einander stoßen.

Der Lehrkörper der Domschule war damals, wie schon erwähnt, aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt. Die Zahl der Inländer war aus dem oben angeführten Grunde sehr klein, die Ausländer stammten aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen Deutschlands, aus der deutschen und französischen Schweiz. Diese Elemente zu einem festen Organismus zu verschmelzen, der seine allezeit schwierige, damals ganz besonders erschwerte Stellung zu höherem Ansehen

und größerer Wirkung der Schule auf die Lernenden und auf deren Eltern festigen sollte, das war des neuen Directors Ziel und Plan gewesen, und dieser Aufgabe nachzugehen, war er in hohem Grade geeignet, weil er neben seiner beruflichen auch eine große gesellschaftliche Begabung besaß. Dazu die imposante Erscheinung, der kühn geschnittene Kopf auf dem kraftvollen und doch geschmeidigen Körper, die Gewohnheit, in höheren Gesellschaftskreisen sich zu bewegen und die freundschaftlichen Beziehungen, die er zu diesen noch aufrecht erhielt, vor Allem das vornehme Maß in seinem Wesen, Urtheilen, Reden — das Alles machte ihn zum geeigneten Vermittler zwischen seinen adeligen Committenten und Vorgesetzten und den landfremden, eigentlichen Arbeitern an der Schule.

Dieser Mann, von den Ufern des Mains, aus dem Lande des Weines in den Norden verlegt, an Genüsse der Geselligkeit gewöhnt, behagliche Lebensschönheit suchend, fand sich mit dem Kreise seiner Mitarbeiter jetzt vielfach ganz fremdartigen Gewohnheiten und Liebhabereien gegenüber. Insbesondere behagte den Männern, die aus Weinlanden kamen, der in der Stadt Reval übliche Grog ebensowenig, wie der auf dem Dom gebietende Thee. Sie wollten bei ihren Zusammenkünften und Gesellschaften des Weines nicht entbehren. An Weinhäusern fehlte es natürlich in Reval nicht, aber man trank daselbst nur schwere und gekünstelte Sorten und bezahlte sie theuer. Nichts aber erscheint dem Weinländer als ein so schweres Unrecht an der Natur und an den Menschenrechten, wie ein Zusatz von Spiritus oder Zucker zu seinem Wein und eine falsche Etiquette. In jener Domlehrercolonie erhoben die Süddeutschen laute Klagelieder, als sie auf den Weinkarten die Weinpreise lasen, Zornesausbrüche erfolgten, als sie für theures Geld sich die angekündigten Weine hatten kommen lassen, und zerstörend klang in ihr „Einleben“, in ihre Berufsthätigkeit, in

ihre und ihrer neuen Heimath Zukunft Ludwig Börnes einziges Gedicht hinein:

Ein Land ohne Wein?

Nein, nein, nein!

Da war es nun der Director gewesen, der sich seiner selbst und seiner Schaar erbarmte und sic vor den Kopfschmerzen des Revaler Abendgrogs, wie vor den allzu großen Ansprüchen an ihre Beutel schützte: er wandte sich an einen Freund in Deidesheim und in wenigen Wochen traf ein großes Ohmfäß Pfälzer Weines in Reval ein, dessen Inhalt ehrlich unter den Collegien vertheilt und — getrunken wurde. Darob erwachte natürlich der Zorn der zumstmäßigen Weinhändler, welche den Director der Domschule auf nicht concessionirten, patentlosen, heimlichen Spirituosenhandel verklagen wollten, mit ihrer Klage aber abgewiesen wurden, weil alle gesetzlichen Zoll- und Acciseforderungen erfüllt, und der Wein nicht an die einzelnen Empfänger verkauft, sondern von ihnen allen gemeinsam bezogen und vertheilt worden war. Die zünftigen Herren nahmen in anderer Weise ihre Genugthuung. Auf einem Maskenball in der Gilde des heil. Kanut erschien ein Bachuszug und ein Faß, herangeschoben von den kenntlich parodirten Lehrern am Dom, auf der Höhe des Fasses aber thronte mit Tyrfosstab und Becher der Director. Die Mißstimmung Revals gegen die Ausländer fand an diesem Scherz ein gewaltiges Behagen, und schon hieß es, die Fremden würden wohl heimwandern müssen. Die Antwort der Verhöhnnten war, daß den Veranstaltern des Bachuszuges am folgenden Tage in höflichem Tone, die Adresse des Pfälzer-Producenten, zur Verfügung gestellt wurde, um dessen Weines willen die Kundschaft der Herren vom Dom den Revaler Händlern bis dahin versagt war. Entschuldigungen erfolgten, billige Deidesheimer wurden verschrieben, von den Frühstücksherren bei Fahrenholz und Ferberg mit dem Wohl-

wollen entgegengenommen, das der Revalenser von damals keinem Weine versagte, bald aber wieder von dem Sherry, der mehr wärmt, oder dem Rothwein, der gesunder ist, verdrängt; als Abendtrunk konnte der kalte, bleiche Pfälzer sich ohnehin mit dem heißen Grog nicht messen, der nicht bloß dem 60. Breitengrad, sondern auch dem Geschmack des Einzelnen sich so trefflich anpaßte. So stellte sich denn das Geschäft mit dem hellen Wein von Neustadt für den Revaler Weinhändler schlecht, und die Herren Ausländer blieben in dem Bezuge ihres Getränkes fernerhin unbehelligt.

Als die den „Ausländern“ unfreundlichen Revalenser jenen Bachuszug aus dem Canutus belachten, galt für den Urheber dieser Verpottung Petenberg. Daher das Mißbehagen, das bei seinem Erscheinen im Duntentruge mehrere von den Ausfahrern beschlich, und daher die Ueberwindung derselben bei der Bitte Petenbergs, in seinen Keller hinabzusteigen und daher endlich jene Mahnung: „Nur keine Empfindlichkeit.“

Eine solche zeigte sich auch nicht. Es geht ein merkwürdiger Zauber schon von dem Duft, von der Blume des Weines aus. Sie weckt Erinnerungen an alle schönen Stunden, die je mit Weinesgenuß verbunden waren: der echte, reine, goldene Rüdesheimer lief, schon ehe von ihm getrunken worden, die Wonne der Jugendfreiheit der wandernden Studenten am Rhein in den Herzen wach werden. Fast alle die Männer, denen Petenberg seine Schätze in grünen Römern vorsetzte, hatten einmal bei ähnlichem Weinesduft von der Höhe des Niederwalds über den weingefegneten Rheingau blicken dürfen und manches Glas dieses flüssigen Goldes an Freundesglas erklingen lassen. In dieser Stimmung vergaß sich jede erlittene Unbill bald, auch das Abenteuer der Winterfahrt zur Frühlingszeit. Diese Stunden in Petenbergs Keller übten die Macht, jene sechs enger zusammenzuführen und sie sich noch mehr der

Gemeinsamkeit ihrer Freuden und ihrer Pflichten gegen die alte und neue Heimath bewußt werden zu lassen. War ihnen Allen und Jedem von ihnen die Aufgabe gestellt, zu der einen Arbeit an ihrem Lande Gefinnungsgeoffen zu werben und Muth und Freude zur Arbeit gegenseitig zu erhöhen, so war dieser Tag wahrlich kein verlorener. Als sie in fröhlicher Stimmung, an Leib und Seele durchwärmt, die Kellerstufen emporstiegen und Petenberg, der als Wirth seine Gäste mit dem Besten seines Kellers bedient, sich selbst aber bei dem Sonderling in dem dunkeln Winkel zurückgehalten hatte, -- hinter ihnen die Thür schloß, da sahen sie sich erstaunt in der so rasch veränderten Welt um: der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war hell, die Luft milde geworden. Und als die zwei Schulherren vom Dom von der alten Dompension aus noch einen Blick über die Bucht sandten, da war das Meer weithin eine dunkle Fluth, aus welcher einzelne helle Schaumwogen aufsprigten, und am Horizont zog sich von West nach Ost der goldene Morgenstreif. Es war Koit, der die Leuchte in Hand und Hut der Namarik gab.

III.

Es war September geworden: ein böser, nasser Sommer war dem langen, harten Winter gefolgt. Der Landmann sah mit ernstern Sorgen in die Zukunft.

Vielleicht gerade um der schweren Zeit willen war der „Adel“ so vollzählig zum Septembertermin nach Reval gekommen. Man konnte mit den Geschäften nicht den Nachbar belasten, man mußte sie selbst besorgen. Und man hatte gerade, um sich der trüben Stimmungen und Ahnungen zu ent schlagen, Frau und Töchter mit in die Stadt genommen. In der Langstraße herrschte ein ungewöhnliches Getreibe, in der sonst so stillen Breitstraße sah man wieder die alten Kutschen, die in den Schuppen auf dem Dom auf die städtischen Besuche und Visitenfahrten ihrer Herrschaften warteten. Der Theaterdirector hatte drei neue Schauspielerinnen engagirt, um seinem Kunstinstitut neue Zugkraft zu verleihen und vor der Lehmporte producirten sich ein Albino aus dem Feuerland und ein Menschenfresser vom Cap. In den städtischen Kreisen debattirte man über die Gemeinschädlichkeit einer Bahn nach der Residenz, welche die Revaler Kaufleute unfehlbar „zu Prikaschtschiks“ von Petersburg machen oder den ganzen Handel nach Baltischport verlegen werde. An Deidesheimer oder Niederwald dachte Keiner, ein undefinirtbares Angstgefühl trieb alle Welt in die Vergnügungen des Tages hinein.

Da kündigte Theodor Stein ein Concert an in der Börsenhalle.

Daß er im März und September gern concertirte, geschah um der Einnahme willen, aber mehr noch der geistigen Anregung und Erhebung wegen, die er selbst aus seinen Concerten schöpfte. Theodor Stein war eine Künstlernatur, die zu ihrem Schaffen einer empfänglichen, seelenverwandten Gemeinde bedurfte. Wenn er spielte, wollte er gehört werden. Er versenkt sich ganz in seine Kunst, aber er verlangte nach Herzen, die sich mit ihm von ihr erheben ließen. Der flüchtige Ton forderte, daß er von Vielen genossen, Vielen eine Freude oder ein Weckruf sei. Vor einem fremden, kalten Publicum hat Stein die ganze Begeisterung seines musikalischen Schaffens nie ausgeben wollen: darum erwärmte er sich und Andere in seinen kleinen Hausconcerten mit geladenen und eingeführten Hörern. Aber im März und September kamen frühere Schüler und Schülerinnen wieder zur Stadt, da versammelte er sie gern zu einem Feste, das seine Kunst ihnen bot, da war es seine von ihm herangebildete, ihm so liebe Gemeinde, die er zu musikalischem Liebesmahl wieder vereinte.

Wie schlimm auch die Zukunft aussehen mochte, Steins Concert übte auch im September 1867 die alte Anziehungskraft. Man hatte ihn gebeten -- und er war nach einigem Sträuben darauf eingegangen, in diesem Concert wieder einmal zu improvisiren. Stein war kein Virtuos in dem Sinne, daß er die höchste Kunstleistung in der Ueberwindung der größten technischen Schwierigkeiten gesucht hätte. Er beherrschte den Flügel trotz der Petersburger Berühmtheiten, die Recal mitunter als Concertgeber besuchten, aber sein Ziel war nicht die Beherrschung des Instruments. Er wollte für die wenigen Stunden seines Concerts die Gemüther beherrschen, daß sie ihn auch noch in der Zukunft als den begehrtesten Interpreten der musikalischen

Schönheit anerkannten und sich von derselben ganz erfüllen ließen. Es war wunderbar, daß dieser Mann, der als Kind schon Kunstreisen gemacht hatte und bewundert worden war, von seinen Jünglingsjahren ab in der kleinen Stadt, die Reval damals war, bis in ein reifes Mannesalter — fast 30 Jahre lang den musikalischen Geschmack beherrschte und doch weder in Einseitigkeit, noch in Morosität, noch in Selbstüberschätzung verfiel. Trotz aller Verehrung, die sein Spiel ihm erwarb, trotz aller Huldigungen, die ihn umschmeichelten, trotz seiner unbedingten Superiorität über die andern berufsmäßigen und dilettantischen Kräfte der Stadt hatte Stein sich wahrhaft künstlerisches Streben und jene Frische der Empfindung gewahrt, welche die trügsten Gemüther in Bewegung setzt, weil sie selber nie zur Ruhe kommt und nie sich selbst Genüge thut. Es sprudelte aus ihm hervor in Ton und Wort: mochte man ihm Morgens begegnen, nach wenigen Worten der Begrüßung drängte sich ein Scherz, oft ein höchst ernsthafter Gedanke über seine Lippen; saß er Abends müde, nach Ertheilung von 8 und 10 Lectionen im Kreise seiner Familie, so spann er lebensvolle Erinnerungen, fröhliche Schilderungen, originelle Anschauungen in lustiger oder ernster Unterhaltung aus. Nur für den Streit war er nicht zu haben, weder in Worten, noch in Gedanken. Diese Art der Erregung störte sein künstlerisches Empfinden, verletzte den Kern seines Gemüths.

So war er in Reval einer der beliebtesten und gesuchtesten Gesellschafter geworden und hatte sich in den 30 Jahren dieses Exils und dieser nur selten unterbrochenen geistigen Isolirung unverkümmert und unverfauert erhalten. Das Geheimniß dieser geistigen Zähigkeit war der Reichthum seiner Schaffenskraft.

Glücklich, wem im Gemüth ein Quell eigener Gedanken sprudelt, dreimal glücklich, wem die Gabe verliehen, diese Gedanken in Formen zu fassen, welche sie Anderen werth und

bedeutungsvoll machen. In Steins Herzen sprudelte dieser Duell, und die Musik war es, in welcher er sein Empfinden und Denken zu Andern sprechen ließ. Unzählige Male hatte Stein Beethovens Sonaten gespielt, in keiner aber sich wiederholt. Immer wieder Neues fand er in ihnen, und immer wieder Neues gab er aus ihnen den Hörern. Aber am kräftigsten schlug bei ihm die schöpferische Ader, wenn er sich am Flügel den eigenen Gefühlen und Gedanken überließ. Das unvorbereitete, ganz dem Augenblick entspringende künstlerische Schaffen war seine besondere Gabe. So sehr waren ihm die Geseze und Bedingungen des Generalbasses und der Harmonie zu eigen geworden, daß er ohne Rechnen und Correctur schwierige, verschlungene Compositionen schuf, die jedoch überall und immer den Charakter der Klarheit in den Tongebilden bewahrten. Er selbst nannte dieses sein Schaffen nicht Phantastiren, sondern Improvisiren.

Er improvisirte gern vor wenigen, gemüthsverwandten Freunden, ungern im öffentlichen Concert. Neval war musikalisch, nicht zum wenigsten durch Steins Verdienst. Kündigte ein Concertprogramm an: „Improvisation . . . *Th Stein,*“ so gab's bei allen Musikkreunden freudige Erregung. Auch im September 1867 war der Börsensaal bis auf den letzten Platz angefüllt. Es lebten damals in der Stadt wie auf dem Lande viel hochgewachsene Männer und schöne Frauen. Ist sonst der Anblick einer großen Menge ungeschön, ja meist unschön, so war diese Gesellschaft in den festlichen Kleidern, vielfach in glänzendem Schmuck ein wahres Schaustück. Die Stimmung, welche durch das Auge geweckt wurde, sollte durch das Ohr gesteigert und verschönt werden. Stein, der — wie alle Musiker — den Einfluß des Festlichen und Schönen zu besonderer Anregung und Production empfand, war im Spiel auf der Höhe seiner künstlerischen Begeisterung und riß das Publikum zu ungewohnten Dankes- und Beifallsbezeigungen hin.

In der üblichen Pause herrschte lebhaftere Bewegung im Saal. Auf allen Gesichtern strahlte Freude und Erhebung, Jeder wollte dem Nachbar seine höchste Befriedigung, seine Bewunderung aussprechen und Jeder fand hierbei warme Zustimmung. Stein betrat das Podium wieder und nahm aus dem Publicum die Zettel in Empfang, auf welchen die musikalischen Themata bezeichnet waren, die der nun folgenden Improvisation zu Grunde gelegt werden sollten. Zwei oder drei Melodien markirte er auf dem Clavier, dann fuhr er sich rasch mit der Hand durchs Haar und lächelte: aha, ich hab's. Dann kam ein Präludium, eine jener angegebenen Melodien tönte hinein und schien wieder in der Fülle der Töne zu verfliegen, da erhob sich die zweite, bescheiden zuerst und wie aus der Ferne. Waren das nicht halb wieder die Töne der ersten, mit denen sich die der zweiten verschlangen, der Grundton eines beliebten schwermüthigen Volksliedes mit den Tacten eines Wiener Walzers und wie nun beide in dem Ohr der Hörer sich immer enger verbunden, wieder auseinander gegangen und wieder sich verschlungen hatten, da klang es wie ernstester Glockenschlag hinein, der Choral nahm die Herrschaft, um ihn rankte sich wehmüthig und sehnsuchtsvoll das Volkslied, gegen ihn verklang in der Ferne der lustige Reigen. Und in immer neuen Tönen wallten Schmerz und Freude und ernste Erhebung, Klage und Jubel und Mahnung des Ewigen durch einander, immer wieder fand der Tondichter die Versöhnung der Gegensätze, die Uebergänge der Gefühle, den Reichthum eines empfänglichen Herzens.

Es war still, ganz still im Saal, als Stein geendet hatte. Er hatte sich verbeugt, war vom Podium hinabgestiegen und in das Publicum getreten, dessen Reihen ihm mit augenscheinlicher Ehrerbietung den Durchgang öffneten. Da erst brachen Bewunderung und Beifall laut hervor und sich erhebend applaudirte das Publicum dem davoneilenden Künstler.

Er mußte den ganzen Saal durchschreiten, denn an dem Ende, wo das Podium errichtet war, gab es weder einen Ausgang noch ein Seitengemach. Mit Thränen in den Augen schaute ihm seine Gattin nach, mit Freudenthränen, denn sie war es, die seinen Genius in schweren Zweifelsstunden er-muthigt und gepflegt hatte, die ihm als eine Frau zur Seite stand, welche die Schwächen ihres Mannes zwar kannte, aber als Schwächen trug, doch seine Kraft des Herzens und Geistes und seine Kunst wie heilige Gaben hütete und nährte. Sie hatte ein Recht an diesem Abend stolze Freudenthränen zu vergießen, denn sie durfte sich sagen, sie habe Theil daran, daß ihr Mann zugleich so weich und tief, so fröhlich und übermüthig und so ernst und kraftvoll empfinden und schaffen könne.

Aber das Recht des Stolzes auf ihn nahmen auch Freunde in Anspruch. „Heute gehörst Du uns,“ riefen sie ihm zu, als er den Saal verlassen wollte, und sie redeten ihm zu und gewannen auch die Zusage der geehrten Frau Adelheid, welche dem Triumph ihres Mannes heute das Opfer brachte, ihn gerade in seiner besten Stimmung Anderen zu überlassen. Stein war nie so glücklich, nie so sprudelnd in Einfällen und launigen Erzählungen, nie so ganz Künstler, wie nach eben voll-brachter Kunstleistung.

Wie im Meere die Wogen, die ein Sturm aufgeregt, noch steigen und schäumend sich brechen, auch wenn die Kraft, die sie erweckte, der Wind, vorübergezogen, so hob und senkte es sich auch in den Gemüthern der Hörer, nachdem die Gewalt, die sie aufgerüttelt, die Musik verhallt war. Das war eben die Bedeutung Steins für das damals so stille, so schlafbefangene Neval, daß er die Gemüther nicht bloß für die Dauer des Concerts, sondern dauernd zu wecken vermochte, daß sie eine Nachwirkung seiner Kunst in sich verspürten, daß sie das Nach-

wogen als innerstes Bedürfniß empfanden. In kleinen wie in großen Menschenkreisen ist die Anrufung des Geistes, der sie einigt und mit gleichem Fühlen Alle erfüllt, eine gute, fruchtbringende, mindestens eine vor der Verkümmernng und Vertrocknung der Gesellschaft schützende That. In diesem Sinne brauste Steins Kunst mit unermüdlcher Kraft fast ein Menschenalter hindurch über Reval hin und blies viel Philisterstaub und Philisterwust und manchen Fäulniß- und Moderduft fort, daß wieder frischere Triebe keimten und die Lebenslust erwaachte.

Noch feuchten Auges hatte Frau Adelheid ihren Verzicht geübt und ihre Concession gegeben — ohne eine solche wäre Th. Stein auch an diesem Abend für die Freunde nicht zu haben gewesen. Jetzt hieß es: wohin? Daß es in Reval auch vor 30 Jahren nicht an geeigneten Localen fehlte, wird auch das Epigonengeschlecht von heute nicht in Abrede stellen wollen, aber so sauber es hier und so gemüthlich es dort aussah, so trinkbar an einer Stelle der Wein oder so gepriesen an einer anderen die Bowle sein mochte, heute mußte etwas Apartes geschehn und ein ganz besonderes Local gewählt werden. „Kinder“, sagte Stein, dem an diesem Tage natürlich eine dictatorische Gewalt zustand, „wir gehn zu Petenberg hinunter.“

So geschah es denn auch. Doch als wir, eine große, gemischte und doch gleichgestimmte und innerlich verbundene Gesellschaft, Adel, Bürger, Literaten, Kaufleute, alle Stein-Enthusiasten, etwa 18 Mann hoch, in das vorhingeschilderte Kellergemach traten, saßen schon Leute an den zwei vorhandenen Tischen, Leute, die nicht im Concert gewesen waren und mit denen wir also die gleiche Luft nicht athmen konnten. Einige schwere, kalte Regentropfen fielen in unsere warme Begeisterung: also doch fort, fort in die Lehmstraße oder in das Land Kanaan, oder zum „Schneider“ oder gar in die „Klubbe“, vor deren Thür doch ein Theil unserer künstlerischen Gemeinde

als Nichtmitglieder hätte umkehren müssen. Doch ehe wir einen Beschluß gefaßt, hatte Petenberg Rath geschafft: ein Nebenraum, gefüllt mit allerlei Gerümpel, eine Abtheilung einer Gewölbezelle, altersgrau, spinnwebt, nicht ohne Modergeruch war von ihm, seinem Knaben und einem richtigen Hausknecht in überraschender Eile ausgeräumt, gekehrt, mit einem langen Tisch und zwei langen Bänken versehen, einige Lampen waren herbeigeschafft, und mit neu erwachter Lust schoben wir uns Alle — mehr hätten auch keinen Platz gehabt —, auf die beiden Bänke und jubelten unserm lieben Syndicus zu, als er — als letzter — mit einem Glase erschien, das einer Bowle ähnlicher sah, als einem Pocal. Es bedurfte einiger Kraft, den mächtigen Kelch zum Munde zu führen, denn er enthielt in Petenbergs eigener Festmischung 3—4 Flaschen Burgunder und eine Flasche Champagner. In schwungreichen Worten brachte unser Syndicus dem Freunde Stein den Dank Aller dar, von Hand zu Hand, von Mund zu Mund wanderte der Gral dieser Tafelrunde und verwandelte allmählich die gleichmäßig erhobene Stimmung in freundschaftliche Fröhlichkeit. Wer dabei war, wird dieses Abends nicht vergessen haben, — aber wer von Jenen auf der Höhe der Lebenswooge kann noch von ihm sagen und zeugen? Jene sechs vom 24. Mai sind fast Alle abberufen und abberufen fast alle die 18 vom September 1867. Auch Stein ruht, der begeisterte Priester seiner Kunst, und wehmüthig schauen die zwei oder drei Ueberlebenden jenen frohen Freunden und Gesellen der ersten Versammlung in Petenbergs Keller nach.

Seit jenem Abend ward nämlich der kleine abgetheilte Raum zu einem Versammlungsort der Männer, die bei gutem Wein eine stille Stunde der Erholung oder eine fröhliche der Freundschaft widmen wollten. Seit jenem Abend gewann Petenbergs Keller für die ganze Männerwelt, also auch für die

Frauenwelt, die Bedeutung, daß sich ohne Gefahr der Berunglimpfung oder Verleumdung Männer aller Stände in ihm treffen und wenn sie dagewesen, ohne Vorwurf sagen konnten: „Ich war bei Petenberg.“

War so in guten Stunden das erste Korn zu einer Einigung aller guten Kräfte in die so arg zerrissene und zerstückelte Kleinwelt Novals gestreut, so sollten bald schwere, sorgenvolle Zeiten an diesen Beginn der Einigung anknüpfen und sie als eine Bedingung des Gesamtwohls von Stadt und Land fordern und selbst heranziehen. Das Jahr 1867 lehrte die Leute, in jedem Glase Wein eine Muthschöpfung zur Arbeit, in jedem Genuß eine Vorbereitung zu künftigen Entbehrungen zu sehn: Die Noth, die dieses Jahr über Ebstland brachte, traf das Land nicht unvorbereitet.

IV.

Von diesen trüben Tagen ein ander Mal! — — —

Ein Mann von Geist und Verwöhnung, der zu Hause sich auf Kameelfäden und Sammetpolstern dehnt und dem seine liebe Frau mit zarten Fingern den Zucker in den Morgenmokka taucht, geht — wenn er gute Unterhaltung sucht, gern in schmucklose Räume, wo harte Stühle und dunkle Wände seiner harren. Leute von feinem Geschmack und raffinirter Empfindlichkeit gegen alles Unschöne fühlen sich — wenn sie sich eine besondere Freude leisten wollen — in einem schlichten Dauerwirthshaus, in einem Esterhazykeller, in einer Weißbierstube behaglicher, als in dem ihnen sonst so geläufigen Luxus eines Prachthotels. Pomp und Prunk geben den Hintergrund und die Umgebung zu einer Unterhaltung nicht ab, die Geist und Gemüth erfreuen soll. Wer solche sucht, geht lieber in den Blauen Esel, als zu Duffeaur, lieber in die Jenenser Reise, als zum Berliner-Dressel, lieber in die trattoria Sabina als zu Epillmann, lieber zu Petenberg als — es nimmt das doch Niemand übel? — als in den Nevaler- oder Actienclub. Hat Goethe die Campanella in Rom berühmt gemacht, Ludwig Devrient und C. T. A. Hoffmann die Weinstube Lutter und Wegener, Shakespeare die Taverne „at the Mermaid“, Faust Auerbachs Keller u. s. w. u. s. w., so haben diese großen

Herrn doch kaum als Weinkammer für diese Kneipen Reclame geübt. Auch nicht, weil diese dort oder hier einsam poetische Werke geschrieben hätten, (selbst Hauffs „Phantasien“ sind nicht im Bremer Rathskeller entstanden) sind die Kneipen beim teatro Marcello, hinter dem „Globe“ und auf dem Leipziger Marktplatz Ziele der Wallfahrt für die Verehrer jener Geister geworden. Man sucht sie auf, um die äußere Umgebung kennen zu lernen, in welcher zeitweilig ein Goethe oder Shakespeare einige Mußestunden in ansprechendem Kreise verlebte. Die Wände dieser Tavernen erzählen von dem Behagen, das noch heute, wie einst in ihnen herrschte und das jene Gewaltigen überdauert hat, die sich einst desselben freuten, wie wir Nachgeborenen das gleiche Behagen dort wiederfinden. Wände, Ausstattung, Maße dieser Räume berichten uns von den Dahingegangenen, und um so treuer, um so lebendiger wird diese Erzählung, je mehr die Beschränkung der Verhältnisse jede willkürliche Veränderung, jedes Zugeständniß an den Geschmack — neuer Generationen erschweren. Jene berühmt gewordenen Kneipen bezeugen zugleich in der anspruchslosen Form, die ihnen geblieben ist, wie anspruchslos die Leute waren, die sie berühmt gemacht, und daß es gerade die einfachste Lebensform ist, welche den Geist am meisten anzieht und erfreut.

War denn die Gesellschaft in diesen Räumen immer so anregend, gab es immer dort Männer, welche diese Gesellschaft über das Niveau der übrigen localen Kreise erhoben, verkehrten bei Lutter und Wegener, in der „Mermaid“ u. wirklich Leute, welche den genialen Männern ihrer Zeit am ehesten ebenbürtig schienen, ihren Stuhl würdig einnehmen konnten?

Wer den Reiz einer gewohnten Kneipe je erfahren, weiß, daß zu ihrer Anziehungskraft es der großen Trümpe im Spiele der Geister nicht bedarf. Man will dort keinen Streit, keine Ueberhebung der Einzelnen, kein Fremdssein, keine glatten

Förmlichkeiten. Man will das Vertrauen zu unbeengtem Austausch der Gedanken, zu freundlichen Neckereien und anderen Bezügen des Witzes, man hängt fest an der Voraussetzung eines gemeinsamen Urbodens der Gesinnung und Gesittung. In ein Wort faßt der Ehstländer diese Forderungen zusammen: er sucht in seiner Kneipe die „Gemüthlichkeit.“

Wenn diese Zeilen die wohlverdiente internationale Anerkennung finden, welche ihre Uebersetzung in alle lebenden Sprachen nothwendig macht, so wird der Russe wie der Franzose, der Engländer wie der Italiener an den vorstehenden Sätzen einen harten Knochen finden. „Gemüthlichkeit“, was ist das? Верка her! Добродушие — bonté de coeur — tenderness of mind — (im italienischen Wörterbuch fehlt auch das deutsche Wort) oder чувствительность, sensibilité, sensibleness oder расположение, disposition und endlich comfort!!! —

Nun sagt Ihr alten Gäste in Petenbergs Keller, welche von diesen Bezeichnungen drückt jene Behaglichkeit ohne Trägheit, jene Selbstbeschränkung ohne Versimpelung, jene Friedfertigkeit ohne Gesinnungsschwäche, jene Nachsicht ohne Verzicht auf Kritik, jene Anspruchslosigkeit ohne Verbauerung, jene verbindende Freude am fremden und eigenen Witz aus? welche weiß das alles zusammenzufassen und Allen verständlich und klar zu machen, wie das deutsche Wort und mehr noch der ehstländische Begriff: Gemüthlichkeit.

Halten wir Rundfrage bei der Sprache und bei der Geschichte der Völker: was ist Euer höchstes Ziel und Streben? so heißt es einmüthig: Die Freiheit. — Wohlan, was ist Freiheit? Da hat's ein Ende mit der Einmüthigkeit — da sprechen sie alle in fremden Zungen, da führen sie alle die verschiedensten Vorgänge, die Thaten und Ereignisse der entgegengesetztesten Art an. Da verstehen sich Athen und

Sparta nicht mehr, nicht Brutus und Cato, nicht Cromwell und Robespierre u. s. u. s. w.

Fragt denn noch einmal: was ist Gemüthlichkeit?

Gemüthlichkeit ist die bescheidene, liebenswürdige Form des gegenseitigen Wohlwollens, der Gleichstellung Aller, des patriotisch-familiären Vertrauens — — — zu allermeist verbunden mit gesellschaftlichen Genüssen. Gemüthlichkeit ist die Freiheit des Ebstländers.

Zur rechten Gemüthlichkeit gehört aber auch gemeinsame Freude, gemeinsamer Genuß. Ein solcher ist für Männer geistiger Arbeit ein guter Wein. Zu dem gemeinsamen Genuß gehört die Ruhe und Sicherheit vor unliebsamen Störungen. Diese Ruhe findet der vielbeschäftigte Mann in der engen gleichgestimmten Gesellschaft der kleinen Weinstube. Zu der Ruhe gehört das Bewußtsein der erfüllten Pflicht, das sichere Gefühl nichts zu versäumen und die Furchtlosigkeit gegenüber den Krittelleien und Mißdeutungen des Philisters.

Bedingung zu einem gemeinsamen Genuß ist ferner die freundliche Beziehung der Genossen, d. h. der Genießenden, zu einander. Sie müssen — wie schon erwähnt — sich gegenseitig gut sein; wohl ihnen, wenn sie sich herzlich befreundet sind — am Besten, wenn sie sich brüderlich verbunden fühlen, — wenn zu der Freiheit die Brüderlichkeit sich gesellt.

Und um die blutbesleckte Losung aus dem vorigen Jahrhundert ganz auf die kleinen friedlichen Verhältnisse einer stillen Kellerrzelle anzuwenden: zu der ebstländischen Gemüthlichkeit gehört auch die Gleichheit. Nichts thörichter im Grunde, als der Gedanke, wo Gleichheit sei, könne Freiheit bestehen, oder wo Freiheit vorhanden, könne von Gleichheit die Rede sein. Hat schon Freiheit stets Bewegung und Kraftwechsel der Körper und Geister, stete wetteifernde Anstrengung zur Vorbedingung — wäre nicht sonst im Kerker das Ideal der Frei-

heit? — so müßte die Gleichheit — wo sie je denkbar wäre — noch rascher dem steten Wechsel erliegen. Auch die kräftigsten Gefühle der Brüderlichkeit vermöchten sie weder äußerlich noch innerlich aufrechtzuerhalten. Die Rücksichten dieser Brüderlichkeit werden auch dem Gemüthe, das ihr freudig alle Opfer am eigenen Wesen und Begehren bringt, zu Widersprüchen gegen die Freiheit des Individuums. Es hat für die Bezeichnung eines glückseligen Zustandes, eines Zieles für die Gesellschaft und den Staat von Menschen ein widerspruchsvolleres Dreiblatt nicht erfunden werden können, als das der Liberté, Egalité, Fraternité.

Und doch ist die Möglichkeit, diese drei zu vereinen, kein bloßer Wahn. Wo sie nicht der Kriegsruf zum Umsturz der Weltordnung sind, sondern die Mahnung zum Frieden, wo nicht das brutale Beweismittel der Guillotine, sondern ein herzlicher Händedruck den Widerstreit endet, da kann — abgeschlossen gegen die Vergewaltigungen der Gefühle und Urtheile durch die herrschsüchtige Gesellschaftsmeinung wie gegen persönlichen Haß und Neid und Hochmuth — sehr wohl eine kleine Welt geschaffen werden, die freilich still, beschränkt, von kürzester Dauer scheint, und doch fortleben kann in freundlichen Bildern, Denen, die sie geschaut, zu erhebender Erinnerung, Denen, die ihr fremd blieben, zu freundlicher Mahnung und ermuthigendem Hinweis.

Von einer solchen kleinen abgetheilten Welt ist hier die Rede und von den realen und praktischen Lebenskräften, die in ihr Erholung und Frische zu neuer Arbeit in der größeren Welt des Kampfes und Strebens suchen.

Zimmer wieder werden Männer, die innerlich frei, Anderen weder untergeben noch vorgefetzt, wohl aber sich mit ihnen brüderlich verbunden fühlen, nach Stunden verlangen, wo sie der äußern Schranken der Arbeit und Gesellschaft und Vor-

sicht entlebigt, ganz den Trieben des Gemüths und der Geselligkeit folgen können, die in jedes Menschenherz gelegt sind und nur in einer Zeit explosiver Gewaltthätigkeit zu staatlichen Idealen gestempelt wurden. Was der Einzelne für sich verlangt und nur durch viel innere Arbeit an sich selbst und starke Hingabe an Andere erwirbt, das könnte eher als Menschenpflicht, wie als Menschenrecht gefordert und proclamirt werden, wozu jedoch weder Congress noch Constituante die geeignetsten Instanzen wären. Vielleicht wäre viel Böses verhütet worden, wenn die Société fraternelle der Pariser Marktweiber und ihre Affilirten im Klosterclub Jacob, die amis de l'égalité et de la liberté, jene dreifache Losung im privaten Leben erprobt hätten, ehe sie dieselbe als volltönende Parole für alle Vaterlandsliebe ausgaben. Denn die beschränkende und regulirende Macht der Wirklichkeit wäre selbst mit ihren kleinsten Mitteln doch der berausenden Gewalt der Phrase nicht ohne Wirkung entgegengetreten. Die sozialen Träumer, die — wie Zola noch von der heutigen Generation sagt — „in einem brennenden Liebesbedürfniß das allgemeine Glück fordern,“ wären vielleicht an ihrer Leidenschaft der Weltbeglückung, d. h. an der „idealen Anarchie“ früher irre geworden, wenn sie auf den flachen Sand des Ufers, statt gegen die Klippen des Felsenufers geworfen worden wären. Auch die wildeste Woge verschäumt leise und freundlich, wenn sie über glatten Strand rollt. Dieselben Wasser, die in Kampf und Sturm als wilder Gischt aufspritzen, säumen den Ufersand mit kleinen glänzenden Perlen. So giebt es Triebe in dem Menschenherzen, die hochaufschwellen und am Fels empor, gegen den Himmel selbst schäumen und endlich doch wieder mit schillerndem Gefräusel sanft und genügsam vom Strand ins weite Meer zurück ebbten.

Von dem Donner der Wogen vernahm man in Beten-

bergs Keller nichts, wohl aber gab es da freudliches Spiel besänftigter Wellen; Leidenschaft wüthete dort nicht, aber in der kleinen Bewegung der Geister, die dort verkehrten, lebte ein Zug, welcher sie die großen Stürme draußen verstehen ließ. Es ist nicht das Verlangen nach Ruhe, was den Philister macht, sondern die Trägheit, die ihn blind und taub und stumpf gegen alle fremden und großen Regungen werden läßt. Auch der Philister kann streitsüchtig sein und zettelt nicht selten um erbärmlicher Kleinheiten willen Zanf an, wie wiederum Leute des Friedens wohl in tiefen eigenen Herzenkriegen ringen und an den zeitlichen wie ewigen Kämpfen der Menschheit den innerlichsten Antheil nehmen können. Manche Stunde in jener düsteren Kellerzelle ist solchen ernsten Insiß- und Mitkämpfen geweiht gewesen,

Freilich nicht im Sinne jenes Barons Klog, dem das hohe Glück des französischen Bürgerrechts zu Theil ward, ein Glück, das von dem unerschütterlichen Anspruch der „Franken“ auf Ueberlegenheit gegenüber andern Völkern Zeugniß ablegt. Denn dieses Glück wurde nicht blos dem „Anacharsis Cloots“ aus Cleve zu Theil, sondern zu gleicher Stunde (am 6. Aug. 1789) auch „Klopstoc“ und dem „sieur Gille“ oder „Gilleers“, „publiciste allemand“. Man denke sich jene Nationalversammlung, welcher der von dem französischen Bürgerrecht betroffene deutsche Baron Klog für diese ihm erwiesene Ehre „den Dank des menschlichen Geschlechts“ ausspricht und zugleich ewige Treue schwört: „à la nation universelle, à l'égalité, à la liberté, à la souveraineté du genre humain. Gallophile de tous les temps mon coeur est français, mon âme est sansculotte“. Vier Jahre darauf hat die nation universelle diesen armen Narren guillotiniert.

Bald darauf konnte jener sieur Gille die schmerzvolle Frage stellen:

Ebler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? — —
Und wenn der Dichter selbst diese Frage beantwortet:

„In des Herzens heilig stille Räume

Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang!“ —

dürfen wir da nicht auch den Stunden eine ernste Erinnerung weihn, in welchen den friedebedürftigen und freiheitsehenden Herzen die Wohlthat freundschaftlichen Verständnisses zu Theil wurde? Der donnernde Sturm der großen Revolution und das leise Flüstern beruhigter Wellen in unserer kleinen und engen Heimathwelt scheinen in keinem Punkte einen Vergleich zu gestatten. Aber jene Bewegung verliert an Majestät und Grauen, wenn wir die Riesen an blutigen Thaten als stumpfe Zwerge an menschlichen Gefühlen erkannt haben. Und diesen menschlichen Gefühlen, diesen Forderungen des Gemüths, diesen sanften Egnungen übereinstimmender Seelen und Geister gebührt ihr Recht. In diesem Sinne halte ich meine Erinnerungen an die Stunden und an die Freunde in Petenbergs Keller fest.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Mit diesen prophetischen Worten der schwer gekränkten Dido sprang ein kleiner, schwächlich aussehender Bursch in der schweren Pauktafelagc den Speer schüttelnd auf die Mensur. Ein Hüne an Gestalt, berühmt und gefürchtet als Paukant, stand ihm der Kurländer Alfred Rehberg gegenüber, der soeben im Propatriasandal einen der besten Paukanten der Estonia hatte abtreten lassen. Johann Geß war dessen Substitut. Nach wenigen Gängen war die Ehre der Estonia gerettet, Rehberg trug — wie er selbst später sagte, — den Namen seines Gegners „als Fractur auf dem Buckel“.

Johann Geß war nichts weniger, als ein Kaufbold. Wie vielfach Andere, die zur Zeit der Propatriapaukereien sich mit den Vertretern anderer Corporationen — meist mit Glück und Ehre — maßen ist auch er nie in die Lage gekommen, eine persönliche Beleidigung mit der Klinge büßen oder strafen zu müssen. Er hatte früh einen Beruf ergreifen müssen war Lehrling in einer Apotheke in Narva gewesen, und dann erst in das Gymnasium in Reval eingetreten. Er war daher seinen Schulkameraden an Jahren, an persönlicher Reife voran. Als 23-jähriger bezog er die Universität, in Anlage und Entwicklung bereits ein ernster Mann. Und doch voll Lebens-

frische und Freudigkeit, von unauslöschlichem Humor und außerordentlicher Liebenswürdigkeit. Er, der schon in seinem Fuchsemester nicht bloß Bursch war, sondern wirklich studirte, wurde als Brander zum OIdermann gewählt und hat im weitern Verlauf die verantwortlichen Aemter der Corporation mit strenger Arbeit zu vereinen und mit Ehren zu erfüllen gewußt. Auch den Fechtboden hatte er nicht versäumt, Beweis hierfür jene Wahl zum Substituten in der Paukerei mit der Curonia, die damals — wie zumeist — treffliche Schläger vorschicken konnte. Aber der kleine Mann, dem der große Paukhelm über dem lächelnden Gesicht Aehnlichkeit mit einem der aeginetischen Kämpfer um die Leiche des Patroklos verlieh, hatte recht gesagt: er wurde Rächer der Corporationsehre.

Wie Gey damals freudig den Hieher ergriff, griff er in allen Lebenslagen rasch und muthig zu und wußte überall sein Ziel zu erreichen. Es ist ihm von dem Vielen, das er ernstlich gewollt und begonne, wohl nur Weniges nicht in vollem Maße geglückt. Auf ihn paßte neben mancher andern guten Bezeichnung in vollem Maße die des T ü c h t i g e n. Kein Scheinen noch Selbststrahlen, kein Vergeuden der Kräfte auf kleine oder unnütze Dinge, keine Klage, wenn auch ihm ein inniger Wunsch vom Schicksal unerfüllt blieb. Gey' Tüchtigkeit war der Grund seiner Zufriedenheit. Diese Zufriedenheit war mit stetem Vorwärtstreben verbunden, wie sein Ernst mit seiner Heiterkeit. Der Zufriedene ist der rechte Arzt für seine Umgebung. Um Gey herum mußte Alles gesund sein oder gesund werden. Gesundheit war der Charakter seines Empfindens, seines Urtheils, seines Wollens — Gesundheit war die Luft seines Lebens, seines Hauses.

So war Gey nach Anlage und Studium ganz Pädagoge. Eine natürliche Befähigung erzieherisch zu wirken ist ja bei allen Menschen als Lebensbedingung vorausgesetzt. Der

Vater, mehr noch die Mutter haben keine höhere Pflicht, als die Erziehung ihrer Kinder und üben diesen Beruf meist unbewußt, als ein ganz selbstverständliches, natürliches Verhältniß zu diesen, ohne klares Ziel, ohne Methode — oft ohne daran zu denken, daß schon ihr eigenes Gehaben, ihre Lebensführung und ihre Pflichterfüllung erzieherisch wirken sollen. Absichtslos und gedankenlos gehen sie hierbei gute oder auch schlechte Wege. Oft ist es staunenswerth, daß Kinder trotz des widerspruchsvollen Willens und der thörichten Lebensweise der Eltern noch so erfreulich sich entwickeln. Das „Erbgute“ im Menschen ist aber zäh und wird mit jedem Kinde neu geboren, sonst stünde es schlimm mit der Entwicklung der Welt. Aber auf dieses „Erbgute“ sich verlassen, ihm alles Werden und Wachsen der Menschheit anheimstellen, das wäre ein Verzicht auf Fortschritt und ein Selbstwiderspruch. Die reichere Natur will nicht bloß selbst zum Bessern gelangen, es drängt sie vielmehr, auch Andere dahin zu führen. Dieser größere Drang ist eben ihr größerer Reichthum. In Moses Geboten wie in unsern Katechismen steht wenig von den Pflichten der Erziehung, weil das Verlangen zu erziehen eben Voraussetzung alles elterlichen Empfindens, die natürliche Bedingung des Besizes von Kindern ist.

Ein solches Empfinden war nicht mit der Gründung des eigenen Hausstandes gekommen. Auch hatte er das Glück nicht, eigene Kinder zu erziehen. Von Jugend auf war der oben erwähnte Drang, junge Gemüther zu leiten und zu bereichern, in ihm lebendig. Er war Lehrer und Erzieher mit wahren Feuereifer, aus tiefstem Herzensbedürfniß heraus. Alle Lebenspflicht, aller Beruf stand vor ihm in erzieherischer Bedeutung. Zu den drei großen Erziehern, welche ein Stolz der Ostseeprovinzen waren, zu Albert Hollander, August Hippus und Alexander Krannhals muß als vierter Johann Geß gestellt werden.

Sein Wirken verbreitete sich über viele Gebiete, überall im Sinne der Anregung, Leitung und Mitarbeit. So gehörte er zu den Stiftern der Revaler freiwilligen Feuerwehr, wohl der ersten in Rußland; sein Verdienst war vornehmlich die Gründung eines Gewerbevereins. An der Bildung des Lesevereins, der Jahre lang Ehstland, Stadt und Land, mit reichem gutem Lesestoff verfuhr, an der Gründung des ehstländischen Provinzialmuseums hatte er lebhaften Antheil. Die ehstländische literarische Gesellschaft erlebte unter seiner Leitung einen neuen, höchst erfreulichen Aufschwung. Zugleich war sein Haus der Sammelpunct aller Dorer, die in jener freudigen Zeit provinzieller und localer Reformbestrebungen die allgemeinen Interessen hochhielten und förderten. Eine liebenswürdige, gemüthreiche und geistesklare Gattin vertrat nicht nur Mutterstelle bei den ihrem Hause anvertrauten Pensionären, sondern gab dort auch einer heitern, ungezwungenen Geselligkeit Raum.

Es war natürlich, daß eine so tüchtige Lehrkraft und eine so seltene Persönlichkeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte. Geß wurde — nachdem er seine Privatanstalt nur 7 Jahre geleitet, — zuerst als Gymnasialdirector nach Arensburg und bald darauf als Director des Wiedemann'schen Privatgymnasiums nach Petersburg berufen, wo ein schwieriges, weites Arbeitsfeld seiner harzte. Die Freunde in Reval betrauernten tief seinen Weggang, die Abschiedsfeier gab Zeugniß hierfür, und schmerzlich vermißten ihn die Männer, die seit jenem begeistertsten Abend sich öfters zwanglos und unregelmäßig, aber immer freudig in Petenbergs Keller trafen.

Nur eine sehr kurze Thätigkeit war Geß in Petersburg beschieden. Wenige Monate nach Uebnahme der dortigen Arbeit ereilte ihn ein rascher Tod. In der Heimath sollte er ruhen, der die Hauptkraft seines Lebens gegolten, wo ihn ein eng in Liebe verbundener Verwandtenkreis und die Freunde

ernster und heiterer Stunden innig betrauerten. An seinem Grabe rief ihm Eröfmann Worte der Liebe und warmen Anerkennung nach, um selbst nach wenigen Stunden in ernste, schwere Krankheit zu fallen. Auch seinem Wirken war hier das Ziel gesetzt. Eröfmann fand auch unter dem milderen Himmel seiner ersten Heimath die Heilung nicht.

Ruhet sanft, ihr Männer der schönsten Arbeit, der Arbeit an werdenden Menschenherzen, der Arbeit, die euch schon beglückte, weil ihr säen konntet: die Saat, die ihr gestreut, ist noch nicht vergangen, wenn sie heute auch nur noch in alternenden Herzen sproßt.

Auch Du bist heimgegangen, Du treuer Arbeiter an dem Wohl Deiner Mitbürger, an dem Gedeihen Deiner Vaterstadt. Du seltenster aller Gäste in Petenbergs Keller, der jede Lebensstunde strenger Pflichtübung schuldig zu sein meinte und selbst den vorgeschriebenen Erholungsgang zu peripatetischen Belehrungen der Männer verwandte, welche Werkzeuge Deiner Arbeit am Gemeinwohl sein sollten. Wie froh begrüßten Dich die Freunde, wenn Du ihnen einmal ein kurzes Stündchen schenkest, wenn Du mit dem Frohsinn des Kindes den improvisirten Schnurren oder den allezeit witzigen Erzählungen lauschest, die Freund Stein in so reichem Vorrath auf Lager hatte. Wenn Du dann von ganzem Herzen lachtest, daß Dir die Thränen über die Wangen rieselten oder gar an die Brille sprangen, dann empfandest auch Du, daß in dem kleinen Keller-raum, den der Volksmund häßlich genug „das süße Loch“ nannte, ein Quell der Frische und Gesundheit, der Freiheit und Freundschaft, der vollkräftigen Gemüthlichkeit sprudelte. Deiner aber wird Keiner vergessen, mit dem Du jung warst, und Keiner mit dem Du die Sorgen und Pflichten des Mannesalters trugst, und Keiner von den Jüngern, die in Dir das Vorbild des Lebens für die Gemeinde und die Ehre der Gemeinde selbst

sahen Diese Gemeinde, die Heimath wird Deinen Namen, Oscar Riesemann, allezeit in dankbarer Verehrung nennen.

Dir, treuer Genosse Hildebrand, war damals ein Wanderleben beschieden. Deine Studien führten dich von Archiv zu Archiv und so für kurze Zeit auch nach Reval. Ueberall hobst du Schätze für deine Wissenschaft, die Geschichte der baltischen Heimath. Ueberall, auch hier hinterließst du, wenn du Abschied nahmst, Freunde. Dein unermüdlicher Fleiß, deine strenge Selbstzucht und Ordnungsliebe, dein kindlich frohes Gemüth und vor Allem deine gewissenhafte Wahrhaftigkeit schufen dir überall Anerkennung. Ja, deine peinliche Correctheit in Forschung und Schrift, deine Unduldsamkeit gegenüber der Phrase und dem Schein machten dich Anderen bisweilen unbequem. Die Setzer geriethen in Verzweiflung, wenn sie nach mühsamen Correcturen einen ganz fehlerfreien Satz zu Stande gebracht zu haben meinten, und du entdecktest beim ersten Blick eine verkehrte Letter oder eine falsche Majuskel oder Minuskel, — auch deine guten Freunde durften mit Sicherheit darauf zählen, daß du ihnen kein unüberlegtes Wort, keine Beschönigung, Vertuschung, Unrichtigkeit oder wie all die Druckfehler im gesellschaftlichen Verkehr heißen, schenken werdest. Das geschah alles aus absoluter eigener Wahrhaftigkeit ohne persönliche Ueberhebung, ohne Absicht der Beschämung des Andern: wer diese Wahrheitsliebe in dir erkannt, der fühlte deine Anwesenheit als eine lebendige Mahnung. Du warst das Correctiv in der Unterhaltung und warst doch eine grundbescheidene, ganz selbstlose, allem Ehrgeiz und aller Herrschsucht fremde Natur. Du warst als Mensch, wie in deiner Arbeit, in der Wissenschaft der Geschichte, ein Priester der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit und doch kein Slave des Hochmuths. Du warst ein treuer, warmer Freund — in den wenigen Stunden deiner Erholung ein fröhlicher Genosß und gabst auch in diesen

dich ganz und wahr hin. Ein früher Tod hat dich von deinen Büchern, aus dem Glück eines jungen Hausstands dahingerafft. An deinem Sarge wurde ein Neugeborenes getauft — die Hochachtung, die der Vater erworben, wird den Kindern ein Segen sein.

Endlich stellt sich auch dein frisches Bild vor die Erinnerung des Ueberlebenden, du Sonntagskind, dem alle gute Gaben in die Wiege gelegt waren, Kraft und Schönheit, Lebensmuth und Sinn für alles Gute und Schöne, ein warmes Herz und ein tapferer Muth, und vor Allem der Adel ritterlicher Gefinnung. Du hattest damals den Ernst der Arbeit, die Last der Sorge, den Schmerz eines Verlustes noch nicht kennen gelernt: Du warst in den Augen der Welt ein Glücklicher, dem nicht einmal der Neid den Weg vertrat: aber dein Bestes war, daß dich dieses Glück nicht satt, nicht anmaßend, nicht übermüthig gemacht hatte. Du hattest immer Zeit und zu jeder Zeit frohe Laune und offene Sinne, und wie du dich jeder guten Gesellschaft freutest, so warst du guter Gesellschaft jederzeit willkommen. Auch dir sind die ernstesten Stunden später nicht ausgeblieben — ruhe nun auch du, lieber Paul, in Frieden!

Doch — wollen die dunkeln Schatten denn heute nicht von meinen Erinnerungen weichen? Die Reihe der lieben, guten Genossen, denen Petenberg einst den Wein kredenzte, ist noch lange nicht zu Ende; es erheben sich noch die Gestalten des unvergeßlichen Alexander Schmidt, des wahrhaften Freiherrn Alexander Uerküll und vieler, vieler anderer Freunde, vieler auch, die nur kurze Zeit in Neval weilten und die „beste Gesellschaft“ begrüßen wollten. Zu diesem Kellerraum hatte jede Geistes- und Gemüthsregung, jede Lebenslust und jeder Lebensernst Zutritt, nur einer Gestalt, so keck sie wohl in andre Kreise trat und wohl als erheiternd willkommen geheißen wurde, war die Thür verschlossen: in diesen Kreis trat nie die

Frivolität. Die Art von Gemüthlichkeit, welche hier das Regiment führte, duldete die leichtgeschürzte Spötterin nicht neben sich. Wer mit dieser zu coquettiren liebte, machte hier mit solcher Liebshaft keine Geschäfte.

In Petenbergs Keller erwies sich die Thatsache, daß die rechte Heiterkeit erst gedeiht, wo rechter Ernst ist und der rechte Ernst die beste Heiterkeit an der Hand führt.

VI.

Es darf jedenfalls als ein gutes Zeugniß für die Gesellschaft im Keller gelten, daß die Männer keine Scheu trugen, sich zu den Besuchen daselbst zu bekennen. Der Revalenser jener Zeit liebte es im Allgemeinen, seine Erholungsstunden in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Er brüstete sich daheim nicht mit der Zahl der Gläser Sherry oder Portwein, die er zwischen Geschäft und Mittag eingenommen, und hinterließ daheim nicht die Angabe, daß er von 6—8 Uhr Abends im Lande Kanaan zu sprechen sei oder bei Hecken. Er zog den Thüren, über welchen ein geschnitzter Bacchus oder eine vergoldete Riesentraube hing, die bescheidene Seitenthür vor, deren ein rechtschaffenes Weinhaus im Interesse des Verkehrs nicht wohl entbehren kann. Regnete es, so blieb die vom Vordach geschützte Stufe der Hauptthür trocken und reinlich, schneite es, so drückte keine Gallosche in den glänzenden Schnee der Vortreppe eine breite Spur. Unter Umständen scheute der gute Bürger um des tugendlichen Anstands willen auch einen Umweg, z. Bsp. durch die Fuhrmannsgasse, nicht. Was brauchte die Welt da draußen jeden Mann zu kennen und zu notiren, der sich einen Frühtrunk gestatten wollte? Wer Paläste kennt, weiß ohnehin, daß das Hauptportal mit dem Teppichläufer nicht wohl von Jedem benutzt werden soll und daß die Leute,

die auf Hintertreppen zu uns kommen, weniger zu geniren pflegen, als solche die stürmisch vorn schellen. Auch haben das Geheimniß und die Bewahrung der Discretion ihre Reize.

Wie jede alte gute Sitte hat auch dieses züchtige Verhältniß zum Weinhaus seine Anfeindung erlebt. Und hier kam bei den Petenbergern der heimliche Revolutionsgeist zum Vorschein. Jedermann weiß, daß das Großgildenhaus im Mittelpunkt der Stadt, an der meistfrequentirten Stelle derselben liegt. Es gehörte Muth, ja eine Art Troß dazu, gerade hier, von der offenen Langstraße aus, unter dem Schild „Weinhandlung“ hin stolz und steif die Stufen zum Keller hinabzusteigen — aber es haben das doch diejenigen fertig gebracht, die bei Petenberg die „ehstländische Freiheit“ suchten.

Seelenkämpfe — wie auch hier einer durchgefochten werden mußte zwischen Rücksicht auf den Ruf der Tugend und angeborener Lust am Widerspruch — solche Seelenkämpfe beschwichtigen sich am leichtesten, wenn statt des einen wahrhaftigen Grundes mehrere fingirte angerufen werden. „Ich handle aus folgenden Gründen“ sagt man, wenn man den einen wirklich maßgebenden Grund verbergen will. So gab es denn auch verschiedene Gründe, die zu erwägen waren, wenn es galt die Vorder- oder die Hintertür zu Petenberg zu wählen. Die bloße Seelenstärke hätte es vielleicht nicht gethan. Auch ein äußerer Umstand machte sich zu Gunsten der Bordertreppe und also zu Gunsten der persönlichen Courage auf Kosten verschämter Tugendhaftigkeit geltend. Das war die Enge der Hintertür zu Petenberg.

Nicht als ob jene Gäste alle Gnacksöhne oder Aebte von Sanct Gallen gewesen wären, wohl aber ist das Hintertreppchen, das vom „Gang“ hinunter führt, so steil und niedrig, daß auch Männer kleinsten Kalibers beim Hinab- oder Hinaufsteigen sich hüten müssen, mit dem Kopf an die ausragenden

Steine zu stoßen. Ob der Baumeister, der vor 600 Jahren die Gewölbe des Kellers schlug, auch dieses Schlupfsörtchen projectirt hat, — vielleicht belehrt uns bald die dritte Lieferung der „Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Neval“ darüber — ob man erst später beim Umbau des Schotelmundschen Hauses einen directen Ausgang aus dem Keller für nöthig erachtete: genug, dies Nadelöhr ist so eng bemessen, daß es sicherlich zu keiner Zeit für den Verkehr von Wüsten Schiffen noch faßschrotenden Küfern geeignet war. Wer sich dort hinabzwängt, trägt am Ellenbogen, an der Schulter und ganz sicher am Hut ein Kennzeichen davon. Als Petenberg zu Ehren des wachsenden Verkehrs diese Mauerspalte weihen ließ, zeigten Junggesellen oft tagelang an ihren Hüten die Petenberger Cocarde, den weißen Abwisch aus dem Nadelöhr. Dies zu vermeiden, schien den discret angelegten und so reinlich wie sparsam gearteten Gästen des Kellers wünschenswerth; von dem erstrebten Geheimniß konnte Angefichts dieses bald allgemein bekannten Abzeichens nicht mehr die Rede sein, und so fand der Muth jener Männer in dem Kalkanstrich des Hintertreppchens einen entscheidenden Hülfsgenossen, woraus sich die Nothwendigkeit der Weißelung enger Gänge und niedriger Pfortchen zu Weinkellern mit Evidenz ergibt.

Was nun auch den Ausschlag geliefert habe, die Nevaler Gesellschaft, welche ihrerseits die verschämten Weinhausbesuche mit der gütigen Miene hingenommen hatte, als bemerkte sie von ihnen nichts, ließ sich von dem Muth mehr imponiren, als von der Vorsicht, und hob auch fürder gegen die anstandswidrige Offenheit der Besuche in Petenbergs Keller keinen Stein. Ja, es geschah das damals Unerhörte: mehrere Damen der guten Gesellschaft begleiteten ihre Männer zu kleinen Frühstücken, bei denen Petenberg die Austern höchst geschickt zu öffnen mußte und einen Chablis odon Yquem leistete, wie ihn

selbst der Prinz von Wales nicht besser trinken soll. Und diese Damen stiegen offen von der Langstraße hinab und fröhlich zur Langstraße hinauf und verschwiegen nichts von der heitern Stunde, die sie dort unten im Keller verlebte. So war Petenbergs Keller schon im Jahre 1869 vollkommen legitimirt und recipirt.

Eine der unliebenswürdigsten Schwächen, mit welchen der Wirth eines Gast- oder Weinhauses belastet sein kann, ist der Wahn, auch gesellschaftlich mit wohlgemeinten Worten und leibhaftiger Gegenwart den Besucher erfreuen zu müssen. Soweit geht im allgemeinen die moralische Pflicht des Wirthes nicht. Stellt der Mann, der uns eben erst das Glas gefüllt hat und nach einer Viertelstunde unser Geld empfangen wird, in diesen 15 Minuten sich neben den Gast oder gar neben die Gäste, die vielleicht gerade zu ungestörter Zwiesprache das Local aufsuchten, so wird ihm auch die größte Höflichkeit nicht davor schützen, von den Gästen mitunter als ein zudringlicher Patron betrachtet zu werden. Ich kenne schon Weinwirthe, die gute Tropfen schenken, ihren Gästen alle Freundlichkeit und Ehre erweisen, aber meist leere Stuben haben. Diese Leute haben ihre Kundenschaft fortgefragt, oder fortgeschwagt, fortgelächelt oder fortgedient. Andere Kunden giebt es freilich auch, welche vom Weinwirth allerlei zu erfragen, vornehm mit ihm zu plaudern wünschen, sein Dableiben als eine ihnen gebührende Ehrerweisung fordern. Endlich solche, welche nicht gern mit ihren Gedanken allein sind oder auch keine Gedanken haben, wenn sie allein sind. Diese verschiedenen Kategorien von Besuchern müssen auf verschiedene Art behandelt und befriedigt werden. Der Weinwirth, der Natur und Wunsch seines Gastes rasch erkennt und sein Verhalten ungekünstelt darnach einrichtet, wird das Zeugniß wohl verdienen: „tactvoll im Verus.“

Dies Zeugniß gebührte in hohem Grade Petenberg.

Waren Freunde zu traulichem Zusammensein in den Keller getreten und war ihre Bestellung ausgeführt, so war Petenberg für sie verschwunden und kam erst wieder auf ihren Ruf zum Vorschein. Andere wollten unterhalten sein, Petenberg stand ihnen in bescheidener Weise zur Verfügung; noch andre wünschten Auskünfte, Petenberg konnte die zuverlässigsten geben u. s. w. Aber auch Diejenigen, welche ein ernsteres Gespräch zu führen geneigt waren, hatten oft ihre Freude an dem wohlunterrichteten, strebsamen und vielseitigen Manne.

Von seiner electrotelegraphischen Anlage, von seiner Feuerwerkerei wie von seinen hauchrednerischen Späßen ist bereits die Rede gewesen. Hier mag noch seiner Lust an der Beobachtung der Natur erwähnt werden. Namentlich die Entwicklung der Pflanzen und Thiere beschäftigte ihn lebhaft. Zimmer hatte er einen Vorrath naturwissenschaftlicher Fragen, die ihn in Anspruch nahmen. Jahrelang unterlag die Entwicklung der Zimmerfliege seiner Untersuchung; von dem Thierleben wußte er viel Interessantes aus eigener Wahrnehmung zu erzählen, die Kägen in seinem Keller hatte er zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Wenn er ganz allein war, musicirte er wohl. Andre Mußestunden widmete er der Schriftstellerei. Er war ehstnischen Ursprungs, hatte aber — wie seine Geschwister — eine deutsche Bildung erhalten. Die ehstnische Sprache beherrschte er in seltenem Maße. Er schrieb und dichtete ehstnisch: ein Litterarhistoriker dieses Idioms wird Petenbergs volksthümliche Schriften nicht unerwähnt lassen.

Neben diesen Liebhaberkünsten vernachlässigte Petenberg weder seine communalen Pflichten noch seinen geschäftlichen Beruf. Jene gehörten zu der Zeit, von der hier die Rede ist, noch geschlossenen Versammlungen und Commissionen an, einer Zeit, in welcher Einzelne freilich viel Last und Verantwortlichkeit trugen, die größere Masse der Bürger aber nur nominell

und ohne das Recht eigener Initiative in der Gemeinde fortlebten. Für seinen eigentlichen Beruf, d. h. für den Weinhandel, war Petenberg von der Natur sehr glücklich angelegt. Er besaß die Schärfe der Sinne, welche ihn in den Stand setzte, den Werth seiner Waare richtig zu schätzen. Er hatte oder wie der technische Ausdruck lautet: er war vor Allem eine feine Zunge.

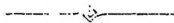
Eine feine Zunge — das ist nicht blos eine gute Gabe der Natur — es ist auch eine Kunst, sie sich zu bewahren und sie zu entwickeln. Da gilt es nicht blos, das eiserne Schlüsselchen und das dünne Lederband herauszuschmecken, wie einst die Mönche zu Eberbach gethan; die feine Zunge weiß nicht blos sofort, ob der Wein rein oder gemacht, gut oder schlecht ist, sondern auch, wo und wann er gewachsen. Es gehört ein Studium dazu, unter den vielen „Lagen“ des Rüdesheimer die Entscheidung zu treffen oder auf den Nagel das Jahr des Wachstums anzugeben. Ja, es gehört eine Art Gymnastik des Mundes dazu, den Wein durch alle Geschmacks- und Geruchsorgane zu führen, mit spitzen Lippen zu schlürfen, oder breit zur Kehle fließen zu lassen, zu rechtem Zweck den richtigen Punkt des Gaumens zu consultiren oder der Nase das entscheidende Kriterium zu überlassen. Es bedarf ferner der Vorbereitung zu einer solchen Untersuchung, der Enthaltung von gewissen Speisen und Getränken und Cigarren, einer besondern Temperatur, die jedem Wein gleichsam persönlich gestattet, seine Blume zu entfalten u. s. w. Und eine *gaya scienza* ist das Alles nicht, da eine rechte, sach- und fachgemäße Weinprobe das Herabschlucken des Weines nicht gestattet und das viele Schmecken und Riechen einen trockenen Hauch erzeugen kann, dessen Jammer dem Menschen den Wein für Jahre hinaus verleidet. Ein rechter Weinkenner treibt die Werthschätzung eines guten Gewächses

wie einen Kultus. Feierlich hebt er den Wein aus dem Faß, langsam läßt er ihn in das krystallhelle Glas laufen, mit rechts- und mit linksgeneigtem Kopfe saugt er die Blume ein und feierlich berührt er endlich mit den Lippen das Glas. Dann werden diese bewegt, als hätte der Schmecker in raschem Tempo 10 Mal nach einander in Lautirmethode „p“ zu sagen, worauf, wie schon erwähnt, die Zunge als zweite Instanz in Function tritt, dann endlich als dritte in langem Athemzuge der Gaumen. Auch giebt es Leute, die bei dieser Gelegenheit gurgeln, sprudeln, alle Künste in Anwendung bringen, die ein sehr reinlicher Mensch bei seiner Morgentoilette in Wasser übt. Wehe dem brutalen Barbaren, der bei der Weinprobe ein volles Glas austrinkt oder mit raschem Zug den Wein hinuntergießt. Ein solcher Kreter ist eines guten Tropfens nicht würdig.

Dies war auch Betenbergs Bekenntniß. „Der Wein ist nicht zum Sausen da“, sagte er mit voller Ueberzeugung; Trunkene waren ihm Verbrecher am Wein und Zechgelage mochte er nicht, wenn sie ihm auch viel hätten einbringen können. Jene große Ovation, die Stein nach seinem Concert dargebracht wurde, war ebensowenig eine Kneiperei, wie die Erwärmung nach der bösen Mainacht.

Man sprach damals noch nicht vom Alkoholismus als Erbübel, noch von der Abstinenz als der höchsten Tugend. Man sah noch nicht einen Mustermenschen in dem amerikanischen Metzger, über den ein Mäßigkeitsapostel die Erleuchtung brachte, daß er laut seine Befehung hinausstotterte: tee-total, das heißt: ganz entsagend. Auch die rothe Nade der Heilsarmee war noch nicht in Mode, — und so knüpfte sich in Reval kein Gewissensscrupel an den Genuß eines Glases Wein. Diese alte Harmlosigkeit ist geschwunden: auch hier hat mancher Mann jetzt sein Glas Wein zu vertheidigen

und für die frohe Stunde, die er bei solchem im Kreise von Freunden verbracht, vielleicht die Verkündigung hinzunehmen, jetzt sei er mit Kind und Kindeskind unheilbarer Geisteschwäche und unsühnbarem Verbrechen verfallen. Wenn die Leute, an die Petenbergs Keller erinnert, heute dort säßen, sie würden vielleicht ihren Schülern oder den Söhnen derselben, ihren Neffen oder ihren alten Cousinen gegenüber in nicht geringe Verlegenheit gerathen ob der Sünden, die ihre „Gemüthlichkeit“ auf ihr und ihrer Enkel Häupter gehäuft hat. Der richtige Teetotaler würde verächtlich die Achseln zucken, wenn einer von den Alten zu erzählen begänne von der ältesten Cultur des Weinstockes, welche auch die älteste Cultur der Völker war, von dem Wundersaft, der Leib und Seele erwärmte und die Herzen zu treuer Liebe zusammenführte, von dem Frohsinn, der Lust und Kraft zur Arbeit frisch erhielt, von der Begeisterung, mit der das wahrhaft Schöne begrüßt wurde, von dem stärkenden Bewußtsein der gemeinsamen Ziele und von der Freiheit, die im Freundeskreis der Gleichgesinnten lebte. Und wenn nun gar der alte Mann aus Petenbergs Keller warm und wieder jung wird und sich der alten theuren Freunde erinnert und all der Selbstlosigkeit und Anspruchslosigkeit und Gemüthswärme jener Stunden — da mag der tugendhafte Teetotaler spöttisch lächeln — dem Alten scheinen die Gestalten in Petenbergs Keller des Erzählens von ihnen nicht unwerth zu sein! Er bringt ihnen die stille Libation unverbrüchlicher Treue.



Im Kloster.



Wie hier einst der Menschenliebe
Erste Zuflucht sich gestaltet,
Und in hilfsbereitem Triebe
Fromme Frauen hier gewaltet,
Wie dann an der alten Stätte
Wissenspflege ward entzündet,
Und frohmuthig um die Wette
Werf um Liebeswerf gegründet,
Wie sich im Verzicht gefunden,
Die — in engen Kreis gebunden —
Nicht zu großer That berufen,
Doch im Kleinen Gutes schufen
Und am kalten Tag und trüben
Heil'ger Flamme Priester blieben:
Hiervon laßt, ihr jüngern Seelen,
Diese Blätter euch erzählen,
Und dem älteren Geschlecht
Schenkt des Vorbilds hohes Recht,
Das im innersten Gemüthe
Heimathliebe weck und hütel!





I.

Aus Petenbergs Keller ins Kloster! Aus dem Weinhaus in die Klausur, aus der Weltlust in die Entfagung! Und nun gar in die enge Zelle der Nonnen!

Ist es wirklich bei den gottgeweihten Frauen so streng mit der Entfagung, so grausam mit der Weltflucht, so qualvoll in der Entbehrung alles dessen gehalten, was sonst weiblichen Sinnen und Herzen wohlthut? Freilich, eintreten können wir selbst nicht mehr in die Clausur, nicht uns an die lange Tafel des Refectoriums setzen, nicht am Laquirium mit den grauen Schwestern reden, noch sie im Arboretum lustwandeln oder im Oratorium den Schleier über ihr Antlitz ziehen sehen zum stillen Gebet.

Weder die Ordensregel der Cistercienserinnen ist es, was uns den Eintritt versagt, noch das Gelübde derselben. Es ist eben die alte Zelle oder Kammer nicht mehr da, das Refectorium ist zum Schulsaal verwandelt, und in den Gewölben der umgestalteten Kirche herrscht eine andere Form der Gottesverehrung, als jene längst dahingegangenen Nonnen sie übten. Auch die abschließende Ummauerung der geistlichen Niederlassung fehlt, man wird ihren ältesten Zug nur schwer unter den modernen Bauten nachweisen können. Nicht ein einzelnes Gebäude,

sondern ein ausgedehnter Complex von Häusern heißt noch heute das „Kloster“ und giebt dem aufmerksamen Durchwanderer einige Anhaltspuncte, die älteste Anlage dieses Refugiums frommer Frauen im Geiste wiederherstellen und mit dem Treiben der Vorzeit beleben zu können.

Vor 800 Jahren — am 21. März, nach Andern am 19. Juli 1098, siedelten fromme Benedictiner Mönche mit päpstlicher Genehmigung aus ihrem Kloster Molesme in ein unbewohntes burgundisches Waldthal über, das von seinen vielen Quellen den Namen Citeaux, Cistercium erhalten haben soll. Der Begründer des abendländischen Mönchswesens, Benedict, hatte in den Vorschriften, die er der immer wachsenden Menge von Weltflüchtigen gab, einen strengen, entfangungsreichen, christlichen Lebenswandel mit andächtiger Versenkung der Seele in die göttlichen Geheimnisse zu schaffen geglaubt. Die Zahl seiner Anhänger war rasch gewachsen, aus der „heiligen Höhle“ im Sabinergebirg waren sie auf die Höhe des Monte Cassino gestiegen, dann hatte sich das Gesez ihres Führers weiter, immer weiter über Italien, Frankreich, Deutschland verbreitet, immer neue, immer größere Klöster waren entstanden, immer reicher ihr Besiz, immer mächtiger ihr Einfluß und immer stärker die Beziehungen zur Welt geworden, die der Stifter gänzlich hatte zerreißen wollen. Die Benedictinerklöster waren schon im zehnten Jahrhundert zum Theil verweltlicht, zum Theil verwildert. Ernstere Gemüther empfanden das Bedürfniß einer inneren Reform, umsichtige die Nothwendigkeit eines strengeren Zusammenhalts und einer einheitlichen Leitung des Klosterwesens. So ging aus der Regel Benedicts die strengere von Clugny mit einer weitschauenden Organisation aller Klöster dieser Observanz hervor. Da aber auch der Cluniacenserorden bald derselben Gefahr der Weltlichkeit unterlag, und mehr noch als die ersten Benedictiner vom christlichen

Lebensideal der Zeit in die verwirrenden Kämpfe der Welt gerissen wurde, schuf ein neuerwachsendes Reformbedürfniß eine neue mönchische Congregation, einen Orden, der diesmal nicht in der Verschärfung der Lebens- und Andachtsregeln, sondern in einem Princip seine Kraft suchte, das in den geistlichen Orden bis dahin nicht zum Ausdruck gekommen war. Das Mittelalter pries als die Stammutter des Heiles Kael und verstand darunter die fromme Beschaulichkeit, die den Frieden der Seele in der Erkenntniß Gottes sucht, und wies der Lea, der Vertreterin der weltlichen Arbeit und nutzbringenden Thätigkeit einen untergeordneten Platz an. Ein neuer Orden entstand, der gerade in der gering geschätzten praktischen Arbeit, in den Werken der Barmherzigkeit und in dem Vorbild des Wandels sein Ziel und sein Heil suchte: das war jener Orden im burgundischen Waldthäl.

Dies neue Princip vertrug sich mit der alten Regel Benedict's gut genug, daß die Mönche von Cîteaux sich selbst Benedictiner nennen konnten, daß der Convertit bei seiner Aufnahme wörtlich geloben mußte: „Ego promitto stabilitatem, conversionem et obedientiam secundum regulam Sti. Benedicti“ und die spätern Nonnenklöster dieses Ordens häufig Benedictinerinnen genannt werden.

Aber nicht blos die Pflicht der nutzbringenden Arbeit unterscheidet die Cistercienser von den Cluniacensern: auch die Organisationen beider Orden sind sehr verschieden, jede so eigenartig, daß sie der Anlage der Klöster, dem Baustil der Kirchen, den Ornamenten u. s. w. ihren Character aufgeprägt hat. Man wird an jedem alten Kirchenbau, an jeder Kloster-ruine, ja, an den Anlagen der Klostergärten leicht erkennen, ob Cluniacenser oder Cistercienser hier gehaust oder auch nur ihren Einfluß geübt haben.

Insbesondere bewirkte die von der Ordensregel geforderte

Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Cistercienser eine gleichartige Behandlung der Haupt- und Nebentheile der Bauten. Der Reichthum, die politische Machtstellung, die Pflege von Wissenschaft und Kunst ließ den Cluniacensern größere Freiheit, und keine so strenge Organisation unterwarf sie auch in Außerlichkeiten der Visitation auswärtiger Aebte, den Beschlüssen des Generalcapitels oder der 25 Diffinitoren, wie es die Verfassung der Cistercienser that. Das besondere Gesetz der letztern neben der allgemeinen Benedictiner-Regel trägt den bezeichnenden Namen der Urkunde der Liebe, *Charta charitatis*.

Es muß ferner an die rasche Verbreitung des Cistercienserordens und an sein besonderes Verdienst um die Germanisirung des wendischen und preussischen Landes, in erster Reihe — nicht Christianisirung erinnert werden, denn die Cistercienser waren nicht Missionäre des Wortes, wie Prämonstratenser, die Prädicanten, die Bettelmönche, Dominicaner, Franziscaner, Augustiner u. s. w., — sie waren Colonisatoren, „Kulturträger“ bis hoch in den Norden hin. „Siehe, aus einem sumpfigen Walde Burgunds“ schreibt der Abbé Dubois, der Historiograph von Morimond, einem der berühmtesten Cistercienserklöster, von dem auch unsere haltischen Cistercienserklöster stammen, — „kommt eine neue Streitmacht; in nicht ganz 25 Jahren erheben sich wie ein Mann vom Tiber bis zur Wolga (?), vom Manzanares bis zum Golf von Finnland mehr als 60.000 Cistercienser, schaaren sich um das Papstthum, ziehen mit ihm der allerwärts in das kirchliche Gebiet einfallenden weltlichen Gewalt entgegen: die mächtigsten Fürsten zittern auf ihrem Throne vor dem Gewande eines Einsiedlers und beugen sich unter dem Hauche seiner Lippen.“

Stolz und überschwänglich genug ist der Herr Abbé — aber wie sollte ihn die rasche Verbreitung seines Ordens nicht in

Begeisterung versehen! Bernhard von Clairvaux soll allein als Abt in 38 Jahren 700 Mönche geweiht haben; 50 Jahre nach seiner Gründung zählte der Orden bereits ca. 500 und nach aber 50 Jahren ca. 2000 Abteien. Aber ein offener Irrthum des Abbe's ist, daß diese Verbreitung, wie die Bedeutung des Ordens überhaupt in seinem Kampfe gegen die weltliche Macht gelegen habe. Es ist vielmehr kein Orden so sehr der weltlichen Macht förderlich, in vielen Fällen ein so erwünschter Vor- und Mitarbeiter gewesen, wie der Orden von Cîteaux.

Davon weiß auch unser altes Nonnenkloster am Fuße des Domglinks zu erzählen.

Wir lesen in Urkunden und Handbüchern, ein dänischer König habe die deutschen Mönche herbeigerufen, als er im Eroberungsdrange an der Küste des mare balticum mitten in ehstnischem Lande, unter ehstnischem Volk sich eine Burg baute und diesen festen Punct sich dauernd sichern wollte. Also deutsche Mönche die Hülf- und Schutztruppe einer dänischen Eroberung im ehstnischen Lande — und das zu einer Zeit, wo die Dänenkönige in ununterbrochenen Kämpfen und Kriegen mit den deutschen Nachbarn ihres Stammlandes stehen!

In der That, trotz der Kämpfe der dänischen Könige mit ihren deutschen Nachbarn wurde die Einwanderung der Deutschen auf kirchlichem Gebiete nirgends erschwert, eher sogar gewünscht. Der colonisatorische Charakter der Cistercienser war von den weltlichen Herren ihres Niederlassungsgebiets bald als ein treffliches Mittel der Festigung ihrer Macht, der Assimilirung fremden und der wirtschaftlichen Förderung ihres eigenen Landes erkannt. Wo Cistercienserklöster entstanden, da nahm das Volk wahr — wie jene Liven von Thoreida —, „daß die Saat fruchtbarer war auf den Aekern jener, ihre Saaten

aber durch Ueberschwemmung vom Regen verderben.“ Die Cistercienser mußten eben überall — ihrer Gründung und Charta gemäß — durch Arbeit das Land urbar und fruchtbar zu machen, namentlich aber Wasserleitungen zu schaffen. Noch heute verräth größere Fruchtbarkeit, reicherer Pflanzenwuchs und besserer Wein die einstige landwirthschaftliche Thätigkeit der Brüder. Dieses Vorbild in minder cultivirtem Land verband sich mit dem Vorbilde an Ordnung und Gesittung, wie mit den erfreuenden Werken der Liebe: im Kloster fand der Arme sein Brod, wenn ringsum ein Hungerjahr wüthete, im Kloster fand der Kranke Aufnahme, das Kind Unterweisung, der Greis Ruhe, das Gemüth Aler Erbauung. Das Kloster vermittelte in der Heimath zwischen Hoch und Nieder, in der Fremde zwischen Herrn und Unterthan. Es wurde bei strenger Pflichterfüllung lieb, ja unter Umständen unentbehrlich.

Und zugleich bewahrte sich jedes Kloster Freiheit nach oben wie nach unten, weil keines für sich allein, sondern der ganze Orden für alle einstand. Den Convent bildeten vier Aebte anderer Klöster, der ganze Organismus hing zusammen von Citeaux bis nach Seeland und Böhmen. Das war eine stattliche, eine internationale Macht, die zu schonen klug, die zu eigenem Vortheil auszunutzen klüger war.

Die dänischen Cistercienserklöster waren meist directe Tochterklöster deutscher. Sie waren vielfach von Deutschen besetzt, und hatten deutsche visitatores und diffinitores. Deutschland war für den ganzen Norden und Nordosten die Bezugsstätte für colonisirende Cistercienser. Diese aber hatten selbst ein lebhaftes Interesse an dem Dauerbestand der weltlichen Gewalt und Ordnung, in deren Bezirk sie sich niedergelassen. So riefen dänische Könige deutsche Mönche herbei und so folgten deutsche Mönche gern diesem Ruf in ehstnisches Land.

Von der Verufung anderer Mönche nach Reval wissen

wir nichts Genaueres. Es ist nämlich wohl Zweifel daran erlaubt, daß ein Bettelorden damals den Dänen erwünscht sein konnte, daß er in dem armen Lande seine Existenz von der Wohlthat der feindlichen Eingeborenen fristen zu können meinte, ja — es wäre fast ohne Analogie, daß die Dominicaner, denen wir erst später in Preußen begegnen, schon so früh etwa um 1210 — an die Ostsee gekommen seien, zumal ihre Bestätigung als Mönchsorden erst 1216 erfolgte.

II.

Die Charta charitatis schrieb nicht bloß nutzbringende Arbeit vor, sondern auch Werke der Barmherzigkeit. Dieses letztere Gebot gab ihr den Namen der „Urkunde der Liebe.“

Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, da Stefan Harding, der zweite Abt von Cîteau, jene Charta entwarf, die nachher von Bernhard von Clairvaux mit dem ihm eigenen Feuereifer vertreten wurde.

Mehr als je war um 1115 die Welt in Bewegung. Welchen Stand, welchen Beruf man auch nahm, man findet ihn damals auf der Wanderschaft. Nur der Bauer ist an die Scholle gebunden, aber gerade darum erscheint ihm die freie Bewegung der Andern als ein hohes Vorrecht. Er ergreift den Stecken, sobald ihm die Möglichkeit des Wanderns gegeben wird. Aus der Ferne holt sich der Gewerker die Fertigkeit seines Handwerks, der Kaufmann die Waare oder die Kundenschaft, der Gelehrte sein Wissen, der Priester seine Weihe, der Ritter seinen Ruhm — der Landesherr seine Schätze, der Kaiser selbst sein Ansehen und seine ideale Macht. Alles wandert — in unruhiger Abenteuerlust, in frommer Pilgerbegeisterung, in Raubsucht oder Wissensdurst, in Jugendübermuth und Greisenbuße, im Kampfe um seine Ansprüche und um sein Recht. Es zuckt in den Gliedern Aller — da ertönt der ge-

waltige Ruf: ins heilige Land. Nun hat die Sehnsucht, die Abenteuerei, der Erwerbstrieb, vor Allem die fromme Begeisterung ihre Aufgabe gefunden. Nun haltt es fort von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Kirche, von Burg zu Burg, von Weiler zu Weiler. Die Landstraße bedeckt sich mit Wanderern, ein großer Buß- und Festzug, eine gemeinsame Pilger- und Kriegsfahrt — es ist, als wolle der Westen zurückfluthen in die Lande, wo er die Wiege seines Geschlechts vermuthet, wo er das Paradies glaubt und wo er den geheiligten Boden seines Erlösers weiß. Die Kirche schlägt die erschütterndsten Accorde an: Hoch und Nieder muß ihrem Rufe folgen, Gottgeweihte und Sünder, wallen zu ihrer Erlösung, Greise und Kinder ziehen in müden Schaaren nach einem Ziel, das sie nicht erreichen.

Mit den großen Wanderzügen früherer Jahrhunderte hat diese gewaltige Völkerwoge nur den Drang der Bewegung gemein, nicht den Zwang des Hungers, die Furcht des Verfolgten, die Gier nach den Ländern fremder Schätze. Alle Motive — gute und böse, heilige und verruchte, kühne und feige — sprechen mit. Man fragt nicht, warum der Einzelne mitgeht: er ist nicht der Slave seines Stammes, er glaubt in voller persönlicher Freiheit zu gehn, dispensirt vom Druck zeitlicher und ewiger Schulden. Und er geht, in der Hoffnung wiederzukehren. Er will in jedem Sinne reicher wiederkehren, als er gegangen ist. Das ist der Verkehr.

Dieser Verkehr war unter besondere geistliche Weihe gestellt, er war eine gottgefällige, eine schuldbefreiende That. Die Leute, die auszogen, in ihrem Bestreben zu fördern, den Müden zu laben, den Kranken zu pflegen, den Hungrigen zu speisen — das war Unterstützung seines gottgefälligen Unternehmens, das war selbst schon eine gute, erlösende That. Wer sie übte, hatte an dem Segen des Kreuzzuges Theil.

Von den Kreuzfahrern übertrug sich die Pflicht, den Obdachlosen zu schirmen und den Wanderer zu stärken auf all die fahrenden Leute jener unstillen und unsichern Zeit. Der Verkehr von heute hat seine Gasthöfe; wo diese fehlen, lebt noch Gastfreiheit und Gastfreude des Einzelnen. Der Verkehr von damals fand keine Kette von Unterkunftshäusern: er mußte auf unsichere Glücksfälle, aber auch auf Gefahren rechnen. Zumal in wenig belebten Gegenden. Die Thüren des Bauerhauses, die Thore der Städte schlossen sich vor dem Andrang unbekannter Wanderer, mitunter sogar vor den Pilgern, welche schon die Muscheln des Orients als Beute und Zeugniß ihrer Fahrt am Hute trugen. Zu einer Zeit, wo äußere Vortheile, lockende Ziele, Vorpiegelungen wiederzuerlangenden Seelenfriedens den stürmischen Drang in die Weite nährten und dieses Fieber der Zeit zu einem Verdienst werden ließen, da mußte der Furchtsamkeit und Engherzigkeit jener Obdachersager gegenüber die Bereitwilligkeit der Hülfe, die als Christenpflicht geübte Gastlichkeit und Barmherzigkeit den Vielen, die sie genossen, als eine besonders dankenswerthe Tugend erscheinen. Die Früchte der Cistercienserarbeit setzten nicht bloß heidnische Liden in Erstaunen, sondern errangen Anerkennung überall. Der Wandel der Mönche galt — wohl mit Recht — in den ersten Jahrhunderten als musterhaft. Aber die Dienste, die sie und ihr Kloster dem fahrenden Mann, dem Kranken, dem Armen boten, gewann ihnen Volksthümlichkeit, Verehrung, Zustrom neuer Kräfte. Vieles trieb die Leute damals in Klöster und zur Gründung von Klöstern, aber ohne diese besondern Werke der Barmherzigkeit und Menschenliebe hätte auch der Cistercienserorden die ganz fabelhafte Entwicklung nicht gefunden, die ihm um die Mitte des 13. Jahrhunderts vor allen andern Orden die größte Verbreitung und den mächtigsten Einfluß auf Hohe und Niedere, auf Cultur, Sitte, Religion der abendländischen Völker verleiht.

Es lag in der Natur der Klöster jeden Ordens, daß sie durch ihre Traditionen, durch ihre Observanz, durch persönliche Beziehungen der Vorgesetzten, wie durch ein gemeinsames Interesse eng verbunden waren, regen Verkehr mit einander unterhielten. Für weitere Reisen der Priore oder Aebte waren sie selbstverständlich Raststätten. Der Abt von Reichenau konnte sich dessen rühmen, zum Papste nach Rom reisen zu können, ohne eine Nacht auf fremdem Boden zubringen zu müssen; die einfachern und ärmeren Cistercienser aber schufen im Nordosten Station um Station für das Fortschreiten und den dauernden Bestand ihrer Colonisation. Ihre Aebte konnten zwar nicht auf dem Boden der einen Abtei, wohl aber von Abtei zu Abtei ihres eigenen Ordens von Morinard nach Dinamünde, Falkenau und Reval reisen.

Gut empfohlene Gasthöfe bestimmen heute für viele Reisende die Route. Vor vielen Jahren zog der dörptsche Burfch, der zu den Ferien nach Hause fuhr, um des guten Nachtquartiers willen die Piep'sche Straße vor, dann lenkte Mustlanönne mit seinem aufgebratenenen Fleisch und Nullnull den Weg über Weizenstein; wer von Reval ins Ausland schiffte, gab Lübeck mit seinem beliebten Hotel Duffke und seinem Rathskeller Danzig den Vorzug. In wieviel größerem Maße entschied für reisende Prälaten, Fürsten, Kaufleute die sichere Unterkunft in Klöstern die Wahl des Weges. Welche Bedeutung gewann zumal für den großen und regelmäßigen Verkehr in uncultivirten, fremdsprachigen, unchristlichen Ländern eine gastliche Stätte, in welcher heimische Sprache und Anschauungen dem Reisenden entgegentraten, freundliche und zuverlässige Sicherheit für Person und Eigenthum ihm geboten wurde und er alles Gute und Heilige wiederfand, das er in der Heimath genossen. Diese Wirkung der immer weiter gen Norden sich vorschiebenden Cistercienserklöster — sie waren alle deutsch — für den deut-

sehen Kaufmann, also für den Verkehr, den Handel, den Wohlstand der deutschen Handelsstädte, wie für das fremde Land, das zugleich dem Christenthum wie diesem Handel und Verkehr und der gesammten Cultur erschlossen wurde, ist gar nicht hoch genug zu schätzen. Die „Urkunde der Liebe“ ist auch materiell eine erobernde Macht gewesen. Wir in den Ostseeprovinzen dürfen das den verschwundenen und verschollenen Cistercienserklöstern nicht vergessen.

Wie sehr die Pflicht der Gastlichkeit bei diesen bewußt war, beweist auch die alte Klostersprache. Manche ihrer Bezeichnungen haben im Laufe der Zeit eine andere Bedeutung erhalten und dadurch zu allerlei Mißverständnissen Anlaß gegeben. So nennt der Orden seine Kirchen Oratorien, seine Schulen Gymnasien, seine Speisesäle Refectorien; zur Ausübung der Liebespflicht an einkommenden Fremden hatten sie einen besondern Beamten, den Gästemeister, hōspitalarius, die Klöster, die nach S. Bernhards Mahnung an Orten gegründet waren, welche zu erreichen besonders schwierig oder gefährlich waren, wie z. Bsp. Bergübergänge, heißen noch heute, wie früher, Hospize. Die Bibliothek hieß armarium und stand unter dem Cantor, das Kranken-, Siechen-, Pfriündhaus leitete der infirmarius, dem Cellerarius, Kellermeister, stand allein das Recht zu, mit allen Leuten im Kloster ungehindert zu sprechen, im laquirium oder locutarium wurde der Gast empfangen, in Frauenklöstern am Sprechgitter, fenestra laquiria, absolviert u. s. w.

Ganz besonders aber kam die vorgeschriebene Gastlichkeit der Klöster in ihrer allgemeinen Bezeichnung Schola zum Ausdruck.

Schola heißt im früheren Mittelalter nicht Schule. Der griechische Begriff ist dem Worte geblieben. Ἐργολή ist Erholung, Rast, lat. otium. Die schola der Cistercienser ist das Rast-

und Erholungshaus der Wandernden und Reisenden. Als schola ist sicher das Kloster Viefen erwünschter, wie als coenobium. Der Ruhm der schola, der Dank an die schola, die Liebes- und Erbarmenswerke der schola wurden in der Heimath gepriesen. Die scholares, fahrende Schüler, nicht Gymnastasten noch Studenten, (es würde hier zu weit führen, den Begriff des scholaris Episcopi zu erläutern) hatten von Kloster zu Kloster, von Lehrmeister zu Lehrmeister wandernd, diese Bezeichnung erhalten. Scholastici waren nicht Anhänger einer philosophischen Schule, sondern Leute die zu abstracten Theorien und philosophischen Spitzfindigkeiten die Muße hatten. Wiederholt macht sich ein neues Kloster — besonders im unwirthlichen Norden — durch die Bezeichnung schola als hülfsbereit bekannt. So gab es ein Kloster Schola Dei, Wiaskild, Vitae schola (schola geht in Skild über), Roeskild u. s. w.

War nicht vielleicht die „Villa Ykaskola“, in der Heinrich der Letzte die erste livländische Kirche entstehen läßt, schon früher den dort verkehrenden und den Liven befreundeten deutschen Kaufleuten eine gastliche Unterkunft, hatte dieser Weiler vielleicht von seinen immer wiederkehrenden ausländischen Gästen den Namen erhalten? Diese Hypothese ist bei Weitem nicht so kühn, wie die Zumuthung, die Liven hätten diesen Ort schlichtweg „Ein Dorf“ -- „üks källa“ genannt.

III.

Die Gastlichkeit machte es nothwendig, daß diese Bauten über das eigne, tägliche Raumbedürfniß des Klosters hinausgingen. Wenn Capitelversammlungen stattfanden, oder wenn hohe Gäste mit viel Geleite kamen, mußten von den Cisterciensern besondere Vorbereitungen getroffen werden, aber für die jährliche Revision, zu welcher vier Aebte mit je 2—3 pueris und 3—4 Pferden — alles vorgeschrieben — kamen, mußten sie bleibend vorbereitet sein. Wettseiferten sie auch nicht mit den reichen Cluniacensern, so mag immerhin hier ein Beispiel von der damaligen Reisebewegung angeführt werden, das freilich selten sich wiederholte, aber doch möglich war. Im Jahr 1245 fanden in Clugny gleichzeitig Unterkommen: Paps Innocenz IV. mit mehreren Cardinälen, Bischöfen und anderm Hofstaat, König Ludwig der Heilige von Frankreich, dessen Mutter, Schwester und Bruder, der Kaiser von Byzanz, zwei Prinzen von Castilien und Aragonien, eine große Zahl von Rittern und Geistlichen: und kein zu öffentlichem Gebrauch bestimmtes Gelaß wurde diesen Gästen zu lieb ausgeräumt, kein Mönch aus seiner Zelle verdrängt. Ein ähnlicher, aber andauernder Zubrang von hohen Gästen fand im Benedictinerkloster Reichenau statt. Von der Raffinirtheit der Aufnahme jener zeugt das erst 1830 ganz abgelöste Froschlehn des Hofes

Rosenstauden: dieses mußte einen Knecht stellen, der allnächtlich mit einer langen Stange nach den Fröschen im Fischweiher zu schlagen hatte, damit die vornehmen Schläfer nicht durch Gequak im Schlafe gestört würden.

So zarte Fürsorge um ihre Gäste, so große Anstalten zu ihrer Verpflegung zu üben hatten die Nonnenklöster natürlich nicht nöthig. Ihre Gastlichkeit war mehr die des Erbarmens und der Pflege. Von ihrer Hospitalität ist offenbar die Bezeichnung *hospitale* — also wiederum Gasthaus — auf die Krankenhäuser übergegangen. So in Brügge und an anderen Orten. Aber gerade diese rechte Charitas wurde bestimmend für die Anlage der Frauenklöster, für den Schutz und die Schenkungen, die ihnen gewährt wurden, für den großen Einfluß, den sie übten.

Die Regel der Cistercienser stellte an ihre Niederlassungen hohe Anforderungen. Zuerst all die Bedürfnisse des landwirthschaftlichen und der damit zusammenhängenden Betriebe! Der Klosterleute gab es zweierlei: Die *professi*, eigentliche, ganze Ordensmönche, und die *conversi*, welche nur das einfache, oben erwähnte Gelübde des Gehorsams abzulegen hatten. Sie hießen *conversi*, unterschieden sich in der Tracht von jenen, trugen Bärte (daher auch *barbati*) und leisteten ihre Dienste, die härtesten wurden jedoch einer beschränkten Zahl von Lohnleuten zugewiesen. Was alles in einem Cistercienser-Kloster vereinigt war, möge die Anführung der hiefür nöthigen Baulichkeiten veranschaulichen. Den Mittelpunkt der Anlage bildete die *Kirche*, an sie schlossen sich, durch einen Kreuzgang getrennt, zwei *Refectorien* — wohl getrennt für *professi* und *conversi* — wie auch ihre Trennung in der Kirche bestand und daher besonders lang gestreckte Kirchenschiffe nöthig machte. Dann der *Capitelsaal*, der *Sprechsaal*, die *Wärmstube* und über ihr das *Dorment* (*Slaphus*), die Wohnung für Abt oder Aebtissin,

Wohnungen für Beichtvater, Cantor, Prediger, das Gymnasium und andere Räume. Von diesem Complex getrennt, aber innerhalb der Klostermauer, lagen Wagnerei, Schmiede, Mühle, Pfisterei, Krankenhaus, eine sehr große Küche nebst Speisemeisterei, Gesinde- und Vorrathshaus, Badehaus, Vieh- und Pferdeställe und Speicher, Haus des oder der Thorwarte. Diese und noch andere Häuser bildeten als Requisite eines Cistercienser Klosters eine kleine, von Straßen durchzogene Stadt mit freiem Platz vor der Kirche, mit Obst- und Gemüsegärten, einem Arboretum (Baumschule) und einem Friedhof. Vor den Klosterthoren gab es wohl noch ein Wirthshaus und Ansiedler, welche sich in den Schutz des Klosters stellten, oder auch zum Schutze des Klosters dort Landstücke zugewiesen erhielten.

Wie geschah es denn, daß sich zu dem Cistercienserorden, dessen strenge Definition der Benedictinerregel und vielfordernde Organisation in den ersten Jahrzehnten selbst den Männern kaum erträglich erschien, auch Frauen sich herandrängten, und zwar in so außerordentlich großer Zahl, daß es immer nur sie abzuwehren galt und sie dennoch mit den colonisirenden Mönchen bis in den unwirthlichsten Norden hinein Schritt hielten?

Es lag nicht im Sinne der Gründer der Cistercienserregel und der Charitas, auch Nonnenklöster zu schaffen. Für Frauen war das Anstrennen strenger Arbeit in der Wildniß zu hart. Gerade die Strenge des reformirten, verjüngten Benedictinerordens, die leuchtende Gestalt und das mächtige Wort des größten Cisterciensers, des Bernhard von Clairvaux, und die Exaltation der Zeit rissen auch die Frauen zu klösterlicher Verbindung, der härtesten Weltentfagung, hin und drängten ihre Klöster zur Annahme der Cistercienserregel. Wenn ganze Klöster dieser freiwillig übernommenen Observanz sich einem Mönchscapitel unterwarfen, geschah es, daß sie auch in die Organisation, d. h. in die Aufsicht und Obedienz des Ordens

aufgenommen wurden. Doch herrschte in Nonnenklöstern vielfach die Regel, nicht aber der Orden von Cîteaux. Erst im 13. Jahrhundert stiftet der Orden selbst auch Nonnenklöster.

Die Bitte um Ordnung, Schutz und Heiligung im Kloster war zu dringend geworden. Es konnte wohl einer einzelnen Frau gelingen, sich mit Verbergung ihres Geschlechts in ein Mönchskloster einzuschleichen, wie Hildegundis als Bruder Joseph in Schönau that, aber nur eine Reihe von Umständen konnten diesen frommen Betrug ermöglichen. Nach dem Vorgange der Scholastica, der Schwester des ersten abendländischen Klostergründers Benedict, waren viele Nonnenklöster gebildet, aber auch sie unterlagen den Versuchungen der Contemplation und dem Widerspruch zwischen Schwärmerei und Begehrlichkeit. Es sollen Beghinen gewesen sein, welche zuerst um Aufnahme in den Cistercienserorden baten.

Von diesen Beghinen später.

Das erste Nonnenkloster des Cistercienserordens war, 1203 in Istershausen in Thüringen gegründet; von da ab wächst die Zahl dieser Klöster außerordentlich schnell, zumal als der verwandte Orden der vornehmeren Prämonstratenser keine Nonnen mehr aufnahm. „Sie vermehrten sich wie die Sterne am Himmel“ schreibt der Cardinal Jacob von Betsy. In der Diocese Lüttich wurden 3. Bsp. in kurzer Zeit 7 Klöster geweiht, und es könnten noch dreimal mehr errichtet werden: „an Nonnen würde es nicht fehlen.“

Bedingung zur Anerkennung eines Klosters war zuerst, daß die Nonnen von dessen Einkünften anständig leben könnten, ohne zu betteln. Man forderte deshalb bald für den Eintritt ins Kloster Geld, ohne sich vor dem Vorwurf der Simonie zu scheuen. Mehr noch brachten die freiwilligen Schenkungen ein; nach wenigen Jahrzehnten konnte die großartigste Armenpflege geübt werden; es gab ein deutsches Klo-

ster, das täglich 5000 Menschen — Insassen, Zugehörige, Arme — sättigte. Und weit übertroffen wurde das von dem spanischen Nonnenkloster Santa Maria la Real, las Huelgas de Burgos genannt, dessen Abtissin über 12 andre Klöster, über die Hospitäler in Burgos, über regulirte Domherren, Pfarrgeistliche und Capläne gebot. Klösterliche Geschichtschreiber geben die Zahl der Nonnenklöster des Cistercienserordens auf 6000 an; mögen es auch nur 1000 gewesen sein, darunter viele von mehr als 100 Nonnen (der Nonnenconvent war überall zahlreicher als der Mönchsconvent), so ergibt sich eine colossale Ziffer von Frauen, welche in das Kloster drängten, ungezählt die vielen, welchen die erwünschte Aufnahme nicht zu Theil werden konnte.

Daß zu solchem Zubrang meist seelische Gründe bestimmt haben, soll nicht bestritten werden. Aber auch der äußern Veranlassungen gab es viele.

Zuerst das damals eingetretene numerische Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern, das ganz besonders in den Ständen sich gebildet, welche dem klösterlichen Frauenleben am meisten zuneigen. Die Kreuzzüge hatten den männlichen Adel arg reducirt, mehr noch seinen Besitz verringert. Für die Töchter gab es in vielen Fällen keine standesgemäße Versorgung, und nur noch ein Aussteuergut, Pfarrdorf, Landgut, Hofe, auch wohl todtes Land — für den Einkauf in das Kloster war übrig, keines mehr für die Ansprüche eines verarmten Standesgenossen. Für die Töchter gab es aber auch keine Erziehung, als im Kloster. Nur bestand eine Beschränkung: es wurden Mädchen vom zehnten Lebensjahr aufgenommen, aber immer in Novizentracht: sie waren damit dem Kloster auf Lebenszeit übergeben. Ferner gab es für alleinstehende Wittwen und Jungfrauen jeden Alters keinen Schutz gegen die große und kleine Unbill der Zeit, als das Kloster. Jungfrauen, sagt ein

Chronist, die Vater, Mutter und Schwester verloren, zogen den Schleier über ihr Haupt und fanden im Kloster Mutter, Schwestern, eine heilige Familie wieder. Endlich — und das war in der haltlosen und reumüthigen Zeit wohl ein Hauptmotiv — das Kloster bot den umfassendsten Ablass, die vollkommene Ruhe des Herzens.

Dazu war es bald ein Privileg der Vornehmen geworden, im Kloster Aufnahme zu finden. „Es war bei edlen Geschlechtern (um 1200—1220) Brauch geworden, entweder ihre Stammburg in ein Kloster zu verwandeln oder wenigstens nahe dabei ein solches anzulegen“ (s. Hildesheim). In Saalfeld, wo vorwiegend Töchter adliger Häuser lebten, waren fast alle Aebtissen Gräfinnen. Fürstinnen beziehen das Kloster, ohne jedoch immer den Schleier zu nehmen; für andere wird dieses zur üblichen Verforgungsstätte. Je schroffer die gesellschaftlichen Schranken, um so größer die Anziehungskraft ihrer geschlossenen Reviere.

Gerade als adlige Pflegestätten standen die Nonnenklöster der Cistercienser mit ihrem reichen Güterbesitz und ihrer Aussicht auf immer weitere Schenkungen der weltlichen Gewalt näher, als ihre männlichen Ordensgenossen, die arbeitenden Mönche, denen, da ihnen das Predigen ohne besondere Erlaubniß versagt war, auch dieses Band mit der Laienwelt fehlte. In einem ganz anderen Lebenskreise hatten die Nonnen ihre Stütze, als die Mönche derselben Observanz. Wir finden deshalb in den weiblichen Klöstern zwar ähnliche Grundanlagen, aber ganz verschiedene Lebenshaltungen.

Hiefür gab es einen starken äußern Grund: während der Zugang zu den Mönchsklöstern den Frauen sehr erschwert war, mußten die Nonnen eine ziemliche Zahl von Männern vorübergehend oder dauernd in ihren Mauern dulden.

Da waren zuerst der vom Capitel eingefetzte Beichtvater, der oder die zum Predigen zugelassenen sacerdoten als allein berechnigte Vollzieher kirchlicher Functionen, unbestallte Chorherren, Kirchengänger oder mehrere Bögte als Verwalter des Klostergutes, — dann für schwerere und handwerksmäßige Arbeiten eine Zahl von conversi, conversi monialium genannt, ferner specielle Hausbeamte: Der Gästemeister, hospitalarius, die Thorwarte u. s. w. Ein recht ansehnlicher Troß von Männern im Schwesternkloster, zu denen dann noch vorübergehend visitirende Aebte, Boten affiliirter Klöster, Pilger — — vor Allem Arme kommen. Ihnen allen konnte der Eintritt ins Kloster nicht versagt werden; statt des einen Thorwards wurden auf Geheiß des Papstes zwei Mönche an das Thor gesetzt, aber die Maßregel kann nicht zu strenger Abschließung führen. Die Thore zur Klosterstadt wurden nur noch Abends gesperrt und Morgens wieder geöffnet. In der Kirche findet gemeinsamer Gottesdienst für die Nonnen — wohl ebenso abgetheilt, wie die professi von den conversi — für ihre Beamten und Leute, für die Fremden und Armen statt; im Sprechsaal trennt ein Gitter (laquirium) die Nonne von ihrem Gast. Ausgehen darf sie — ihrem Gelübde gemäß — nur im Interesse ihres Klosters und dann auch nur auf specielle Erlaubniß der Aebtissin und nur mit einer Begleiterin. Als über die Ausgänge der Nonnen dem Papste Innocenz IV. Klage geführt wird, verfügt er eine Untersuchung, in welchen Klöstern die Clausur als Regel gilt, in welchen nicht: bei den erstern bleibt sie bestehen, für die letztern gilt die eben angeführte Bestimmung — Beweis genug für die allmählig nothwendig werdende Toleranz gegen locale Forderungen. Die Absperrung der Nonnen war also mehr durch den freien Gehorsam, als durch äußern Zwang geschaffen.

Wie groß das Vertrauen auf den Ernst des abgelegten

Gelübdes war, beweisen auch die gemischten Klöster der Cistercienser. So lebten im Kloster Bartholomäi bei Blankenburg Nonnen und Canoniker zusammen, ähnlich in Gottesgnade bei Salze, ähnlich in einem Kloster in Brode — doch hatten diese gemischten Convente keine Dauer, ebenso wenig die spätere Regel der schwedischen Brigitta.

IV.

Unser Kloster der grauen Schwestern hat trotz seiner 10 bis 12 Dörfer und der Pfarrei von S. Claus nur einen viel geringeren Lebensunterhalt gehabt und somit auch über kleinere Verhältnisse verfügen können, als das „schöne Kloster im schönen Spanien“ las Huelgas oder als die Klöster, von deren Reichtum Cäsar von Heisterbach schreibt. Doch wird auch seine Stadt im Kleinen ein nicht ganz einfacher Apparat gewesen sein, den in Ordnung zu halten namentlich um der bunten Gesellschaft willen in ihren Gassen und Häusern wohl nicht leicht war. So ehrlich die ersten Nonnen es gewiß gemeint haben, als sie vor den Versuchungen, den Kämpfen und den Sorgen des Lebens in den Schutz der Klostermauern flüchteten, so hatte doch die Kraft des Gelübdes auch über diese guten Fräulein keine ewige Gewalt.

Unter den Privilegien, die dem Kloster ertheilt sein sollen, wird auch die Befreiung von jeglicher Inspection genannt. Dem Cistercienserorden aus jener Zeit ist bei all seinen civilisatorischen Verdiensten der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er stets mit urkundlichen Beweisen bei der Hand war, wenn es ihm galt, ein Recht oder einen Anspruch zu erhärten. Auch von dem Michaeliskloster wird diese Kunst geübt. Wie eine Stiftungsurkunde vom Jahre 1093, also vor Gründung des

Ordens, beigebracht und von Anderen sogar 930 und 923 als Gründungsjahr des Klosters genannt wird, kann auch die Befreiung von Visitationen urkundlich nachgewiesen sein. Das Generalcapitel erleichterte zwar den Vertretern der Klöster den sonst geforderten jährlichen Besuch im Mutterkloster zu längeren Fristen, z. Bsp. für Irland, Schottland und Sicilien auf 4, für Livland auf 5, für Ungarn auf 3, für Syrien auf 7 Jahre. Dem Abt von Balkana (Falkenau) wird 1233 für seine Lebensdauer gestattet, nur von 7 zu 7 Jahren zu erscheinen. Ein Dispens von Visitationen aber würde ein höchst lockeres Verhältniß unseres Klosters zu der Familie bezeichnen.

Die Visitation gehörte in den geschlossenen Organismus des Ordens und war bei der Machtbefugniß des Ältern zu den Tochterklöstern von großer Bedeutung für die klösterliche Zucht. Dem Bischof war ausdrücklich in dem allgemeinen Ordensstatut nur die Weihe von Kirchen und Kirchengewölben, nicht eine Visitation, nicht eine Einmischung in die Wahl des Abts oder der Aebtissin zugestanden. Daher die späteren Conflictes des Klosters mit dem Bischof und dem ebenso unberechtigten Revalschen Rath.

Die Resultate von stattgehabten Visitationen sind uns freilich nicht bekannt geworden; wir hören nur spätere Anklagen des Bischofs und der Stadt, finden aber überall die adeligen Herren aus Bierland und Harrien als die Ritter der angeschuldigten Fräulein, bis auch ihnen die frommen Schwestern „gebranntes Herzeleid“ zufügen. Denn auch unser Kloster war ein aristocratisches, wie jene obengenannten in Thüringen und Sachsen, aber der böse Geist des Umsturzes dringt auch in seine stillen Mauern, und zwar in der doppelten Gestalt der Verletzung des Gelübdes und der Verletzung des Standesstolzes.

„Elle donne dans le béguinage! C'est béguin! mag mancher alte Herr gebrummt haben, als seine Tochter ihm erklärte, das graue Kleid und den schwarzen Schleier anlegen zu wollen. Auch abgesehen von den einigen Haken Landes, die ihre klösterliche Mitgift sein sollten, behagte ihm das enge Nest nicht, das sich da hart an dem abligen Fels hinzog, halb Stadt, halb Hafelwerk. Und doch hatte vermuthlich auch diese Anlage ihre Reize.

Die Phantasie hat freies Spiel zu ihrer Reconstruction. Die alte Ummauerung mit den alten Thoren fehlt, eine nunmehr auch antiquirte Stadtmauer mit rabenumflatterten, mehrfach dachlosen Thürmen giebt ihr jetzt ein düsteres Gepräge, Gebäude späterer Zeit drängen sich vor, auf alten Grundmauern ruhen Bauten anderen Stils, keine Einheit zwischen ihnen, nichts, das auf Entstehung nach demselben Bedürfnis und in gleichem Geiste hinweist. Wo einst die bescheidene Cistercienserglocke am dünnen Dachreiter hing, hebt sich jetzt ein Thurm mit reichem laut tönendem Glockenspiel; vielleicht geben jene schwerfälligen Speicher, welche das einstige Klostergebiet begrenzen, noch Zeugnis von der wirthschaftlichen Sorge, die hier gewaltet, von den Früchten der Ordnung und des Fleißes, welche der Cistercienserorden überall zu ernten wußte.

In dieses Bild der Gegenwart ließe sich viel Kühnes zur Zeichnung eines Bildes der Vergangenheit hineinphantasieren. Doch — ganz ungebunden darf auch hier die Phantasie sich nicht tummeln; auch ihr sind nicht blos durch Chroniken und Streitacten, sondern durch eine lebendige frische und farbenreiche Leibhaftigkeit Schranken gesetzt.

Unmittelbar gelehnt an die alte Stadt Gent, einst eine Königin des Handels und Gewerbes, jetzt eine betriebsame Industrie- und Gartenstadt, alterthümlich, doch reinlich und freundlich, zieht sich ein ummauertes Gebiet hin, ummauert

nicht zu Vertheidigungs- noch Gefängnißzwecken, sondern zur Bezeichnung seines unbestrittenen Gebietes und Rechts. Es ist die Stadt der Beghinen, es ist ein Frauenkloster, das mit dem frühern unserer „grauen Schwestern“ gleichen Typus hat.

Treten wir durch das Thor, das Tags über geöffnet steht. Wir glauben in einem Park, auf dem Lande zu sein. Die Bauten sehen halbversteckt unter Bäumen und Gesträuch hervor. Es sind kleine freundliche Häuser, hell gestrichen, jedes von der Straße durch ein Vorgärtchen getrennt, weit genug abliegend, um auch bei geöffneten Fenstern einen Blick in die Zimmer nicht zu gestatten. Wir sehen nur weiße reinliche Vorhänge. Reinlichkeit tritt zuerst als Charakter dieser kleinen Stadt hervor. Reinlich sind auch die Straßen, richtiger die Wege, welche — Land- und Waldwegen gleich — in gekrümmten Linien sich hinziehen und dem Wanderer den Blick in die Weite nehmen. Diese kleine Anlage stammt noch aus der Zeit, wo man die Wege nach den Wohnstätten einrichtete und sie nur mit Rücksicht auf diese zu gewissen Sammelstellen aller Siedler hinleitete: der moderne Verkehr fordert die kürzeste Entfernung, die gerade Linie, und schafft dadurch als Erforderniß der Schönheit einer Stadt die weite Perspective. Es ist unleugbar, die breiten schnurgeraden Straßen Petersburgs, der endlose Newski, die Alexanderstraße in Riga, die Berliner Friedrichstraße imponiren, weil sie mehr als der weiteste Platz und als das schönste Bauwerk die Ausdehnung der Stadt zeigen. Es ist selbstverständlich, daß sich auf diesen längsten Linien, die zugleich die kürzesten Entfernungen sind, ein Verkehr zusammendrängt, der feinstheils den besten Beweis von der Menschenthätigkeit, also von der Macht der Stadt giebt. Es ist endlich natürlich, daß die Bewegung in der längsten und breitesten graden Straße rascher, hastender, ja stürmischer ist, als in krummen Gassen, und also drastisch für das heftiger

pulsirende Leben der Großstadt zeugt und daß dies Alles zusammengefaßt ein großartiges Bild zusammenwirkender, wett-eifernder, ruhelofer Menschenkräfte giebt. In diesem Tosen und Jagen geht der Einzelne verloren, und der Mensch kennt den Menschen nicht mehr. Nur die Menge zählt, das Ganze. Es ist die letzte Consequenz einer städtischen Entwicklung: im Asyl frommer Frauen müssen die Krümmungen der schmalen Wege den Charakter des Eingeschränkten, der Ruhe behalten. Man hat dort kein Verlangen in die Ferne und keine Hast, man will den Andern nicht überholen, man wandelt still und feierlich, man grüßt den Begegnenden und ehrt den Frieden ringsum. In diesem Sinn ist die Beghinenstadt bei Gent entstanden — und ähnlich haben wir uns wohl trotz aller Betriebe, trotz der *conversi*, *hospites* und Armen die Entstehung der Gassen in unserem Grauenschwefternkloster zu denken.

Aber ihre Bauten waren grundverschieden in ihrer Bestimmung, wird man mir einwenden: die Beghinen leben getrennt in ihren Einzelhäuschen, die grauen Schwestern zusammen in einem großen Zellenbau. Wie soll da Aehnlichkeit beider Niederlassungen bestehen?

Gewiß ein berechtigtter Einwand: die Bestimmung bedingt den Bau, ein größerer Gegensatz, als zwischen dem Leben in geschlossener Zelle und im allgemeinen Dorment und dem Leben in der abgetrennten kleinen Einsiedelei läßt sich schwer denken — und doch giebt es auch hier Aehnlichkeiten, die uns gestatten, aus der heutigen Beghinenstadt in Gent auf die frühere Nonnenstadt in Reval Schlüsse zu ziehen.

Ob bei Fremdenbesuch auf den Raum hinter dem Sprechgitter, ob auf den Garten hinter dem Staketenzaun beschränkt, ob Nachts in Dorment oder Zelle eingesperrt, ob durch den abendlichen Thorfluß: das Gemeinsame im Leben dieser Frauen hier und dort war ihre geistliche Lebensbestimmung und

die ihnen auferlegte Unfreiheit. Ob jene Lebensbestimmung, die in sehr, sehr vielen Fällen eine unfreiwillige war, zu einer gemeinsamen Richtung in den Lebensäußerungen trieb, welchen ein Rest persönlicher Freiheit, also weltlichen Wollens geblieben, das hing von den innern und äußern Bedingungen ab, welche die einzelne Nonne ins Kloster geführt. Viel mächtiger mußte auf die Einzelnen, wie auf die Gesamtheit die allen gemeinsame Unfreiheit einwirken. Keine größere Macht über die Gemüther giebt es, als Unfreiheit. Das lehren die schönsten und die verruchtesten Thaten der Geschichte, die Empörungen und Revolutionen der Völker, das lehrt auch die Geschichte des Einzelnen, sein persönliches Gedeihen am Leibe und an der Seele. Und gleicher Zwang weckt — auch wo sich der Kampf gegen ihn nicht erhebt — das gleiche Sehnen und Trachten, das Gemüth von den Dualen seines Drucks zu befreien. Die Seele, die sich ihm nicht entziehen kann oder auch nicht entziehen will, die ihn vielleicht zu höherem Zweck, zur Buße, zur Heiligung, als Opferthat, gesucht hat, auch diese Seele flüchtet in ein Bereich, wo sie den Zwang nicht mehr so drückend empfindet, wo sie trotz seiner ihrer eigensten, stillen Freude nachgehen kann. Hierin liegt überall die Geschichte der Klostergärten, jener harmlosesten Freude an unverbotenem, also durch keinen Zwang vergälltem Schaffen, jener unschuldigen Lust am Schönen der Natur, jener Sinnenlust, welche auch in dem größten Abtötungsseifer im Herzen des Menschen fortglimmt und ihn — soviel er sich auch gegen jedes Band der Welt sträube — in Liebe an sie fesselt. Der große Meister aller Entsagenden, der Vater des Klosterzwanges, Benedict, schloß auf Dornen, und Maria befahl, daß aus ihnen Rosen entsprängen.

V.

Aus Dornen — Rosen. Das war die Thätigkeit, welche die Klosterfrauen von St. Michael gerade so übten, wie die Beghinen in Gent. Auch andere Leute bauen Gärten zu ihrer Lust, doch Keinem gedeihen Rosen und Lilien so gut, wie frommen Klosterfrauen, die dem gebundenen Herzen eine Sinnenlust gestatten, mit welcher es fromm seine Heiligthümer schmückt . . . Blumen sind immer willkommenes Symbole gewesen. Das Gärtchen am Hause reicht der einsam schmachtenden Seele aus allen seinen Blumenkelchen Erquickung und symbolisch die Freuden der Welt.

Frauenherzen bleiben Frauenherzen unter dem weißen wie unter dem schwarzen Scapulier. Das gleiche Empfinden und Verlangen hat jenen wie diesen die Weltfluchtstätten gebaut. Sie mußten trotz verschiedenen Grades der Unfreiheit ähnlich ausfallen. Das Kloster in Reval hat eine Anlage, welche der Beghinenstadt ähnlich sieht. Wer gegen Abend durch die engen Wege der Lektorn geht, sieht Hausthür um Hausthür sich öffnen: unhörbaren Schrittes, wie von den Kleidern getragen, wallen Frauen heraus, den Rosenkranz in der Hand, das weiße, gesteierte Tuch über den Kopf gedeckt, daß das zur Erde gebeugte Antlitz kaum sichtbar wird. Sie gehen einzeln, zu zweien, schweigend derselben Richtung nach. Eine Glocke

giebt tiefe, langsame Schläge. Still zieht Alles zur Kirche, die in der Mitte der Niederlassung sich erhebt: kein stolzes Portal, kein hochragender Thurm, nur ein schlanker Dachreiter auf der Vierung des Dachs. Feierlicher Orgelklang, — die Frauen knieen an ihren Bettschemeln nieder, jede hebt mit einer ruhigen Bewegung das Tuch ein wenig vom Scheitel, daß es sich weit entfaltet und über Kopf, Schultern und Rücken niederwallt. Der Fremde, der sich bescheiden in der Nähe des Eingangs hält, sieht in der Dämmerung des Kirchenschiffs nur die gebeugt knieenden, in weiße Falten gehüllten, betenden Gestalten. Im Gebete nehmen sie die Stellung des Gekreuzigten an, aus dem weiten Tuch ragen die seitwärts emporgehaltenen Hände; runzlige, arbeitsmüde Hände, volle kräftige Matronenhände, weiße fast durchsichtige Hände mit den feinen rosigen Fingern, die Spitzen und Paramente so kunstreich stücken. Sie erzählen eine Fülle von Geschichten, diese alten und jungen, diese derben und zarten Hände.

Auch das Michaeliskloster hat seine redenden Hände gehabt.

Gesang ertönte, klagend, jubelnd. Zuerst nur Frauenstimmen, dann auch tiefe und höhere Männerstimmen, Chöre und Antiphonien, — der Sangmeister hat mit Erfolg seines künstlerischen Amtes gewaltet. Dann die Messe, in der natürlich auch die Chorknaben mit dem Rauchfaß, thuribulum, fungirten, endlich das Ausstönen der Vesper in Orgelklang. Die weißen Uebergewänder wurden wieder zu Kopftüchern, am Weihwasserbecken neigten die Frauen die Stirn: „Wasche Deine Sünde, nicht Dein Antlitz allein“ stand vielleicht in griechischer Form auch auf dem Becken des Michaelisklosters — und wandelten schweigend aus dem Dämmerlicht der Kirche in den letzten Abendganz. Die Fremden hatten Kirche und Beghinenstadt zu verlassen, das Thor wurde geschlossen.

An demselben Abend speiste in einem der ersten Gasthöfe Gents eine englische Familie, ein alter Herr mit langem weißem Backenbart, eine stolze Matrone in hochsteigendem Schnürleib, ein Jüngling mit langen gelben Zähnen und zwei hübsche Mädchen. Bald fiel es auf, daß die jüngere dieser Schwestern von der ganzen Familie mit besonderer Höflichkeit behandelt wurde. Man bot ihr eindringlich Speisen und Wein, man richtete an sie die Unterhaltung, man schien Weiben oder Aufstehn von ihrem Wink abhängig zu machen. Sie selbst war abwehrend und betrübt, aß und trank nicht und sprach sehr wenig. Weil sie, wie auch die andre Schwester, sehr hübsch war, nahmen wir — damals junge Leute — uns die Freiheit sie zu beobachten und auf ihr Gespräch an der offenen Gasthaustafel zu lauschen. Folge war warmes Interesse an der schönen Jüngsten, die sich zu heißer Theilnahme steigerte, als der redselige Wirth uns später erzählte, daß seien vornehme Leute, die ihr zweites Töchterchen in Beghinenhaus eingekauft hätten, weil's bei ihnen wohl zu einer, doch nicht zu zwei standesmäßigen Aussteuern lange. Der Lord kannte wohl die Geschichte Billanis nicht, auf die auch Dante in dem sechsten Gesang seines Paradieso anspielt: „Laß dich die Unkosten nicht gereuen,“ sagte der gute Romeo zum Grafen Raimund von der Provence, „wenn du die erste von deinen Töchtern gut verheirathest, so wirst du alle die anderen durch ihre Verwandtschaft besser anbringen und mit geringerem Aufwand.“ Der weise Graf Raimund folgte dem Rathe des guten Romeo und alle vier Töchter wurden Königinnen. Unser Tischgenosß in Gent hatte so guten Rath's entbehrt: er hatte für seine Jüngere nur noch das Beghinenheim zur Verfügung.

Nach einer kurzen Rundreise durch Belgien kehrten wir nach Gent zu dem Gepäc zurück, das wir dort gelassen, und zu der hübschen, traurigen Engländerin. Unser Gepäc hatte

der Wirth gut aufgehoben, aber unsere Engländerin war fort, nicht blos fort aus dem Gasthof, nein, fort aus dem béguinage, fort aus Gent selbst. „Das werde dem Kloster,“ sagte der redselige Wirth, „und der ganzen Stadt und vor Allem seinem Hotel Abbruch thun, das ja das erste und allen den Leuten, die Töchter in das Beghinenhaus brächten, sehr empfohlen sei. Er zeigte zugleich lebhaftere Theilnahme mit den armen, treulos verlassenen Eltern und einen heftigen Zorn gegen die durchgegangene blasse Miß.

Von der Geschichte war in einer liberalen Zeitung kurz die Rede. Die clericalen Belgier aber dachten wie unser redseliger Wirth. Zu des Michaelsklosters Zeiten gab es noch keine Zeitung.

Entweichungen aus Frauenklöstern kamen nicht selten vor und — wie es scheint — häufiger aus solchen mit schärferer als aus denen mit milderer Clausur. Die Möglichkeit des Entrinnens mag von dem Entrinnen selbst abhalten. Es ist leichter, Hunger und Durst zu ertragen, wenn man sie stillen könnte, als wenn man sie leiden muß.

Das Gelübde war zu den Blüthezeiten der Klosterwirthschaft der beste Verschuß, der beste Thorwart. Das hat sicher auch der Papst gedacht, als er 1257 entschied, daß Klöster, die bis dahin geschlossen gewesen, es bleiben sollten, die offenen aber offen bleiben dürften. Als die Klöster ihre Bestimmung — wohl oder übel — erfüllt hatten und die Klosterzucht sich lockerte, als immer mehr unreine Elemente in ihnen ein träges Unterkommen suchten und auch der Bruch des Gelübdes immer leichter genommen wurde, suchten die Rigoristen diesem Niedergang mit entsetzlichen Strafen zu steuern. In Eisenach wurde ein abtrünniger Mönch lebendig eingemauert, in Brüssel wurden zwei lebendig verbrannt. Solche Unmenschlichkeiten waren wider Willen der Urheber starke Mittel zur Förderung des

reformatorischen Geistes. Ein deutscher Mönch erklärte in offener Rede und gedruckter Schrift den Mönchstand für eine „ungöttliche Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit“ und mahnte die Geistlichen wie die „Herrn deudchs Ordens, jnn ehelichen Stand zu treten“, schrieb an die Graven von Mansfeld, seine speciellen Landesherrn, „wie Gott einer Kloster jungfrawen ausgeholffen hat“, an den Präceptor zu Liechtenberg „sich zum Ehelichen Stand zu geben“, und über die „Ursach das jungfrawen Göttlich, Kloster verlassen mögen“. Luther erklärt ferner, die Versorgung der Kinder in Klöstern sei zwar bequemlich, aber ein „Seelenmord, ärger wie die Verbrennung der israelitischen Kinder in dem Feuer des Moloch“ Statt dessen, schreibt er, sollten die Adeligen ihre Kinder bürgerlich werden lassen, wie gar manche möchten, die jetzt im Kloster wären und nun lieber einen Hirtenbuben heirathen wollten. Bekanntlich bot Luther auch zu thatsächlicher Hülfe die Hand, wo Mönche und Nonnen das Kloster verlassen wollten. Er sorgte für sie, „sonderlich für das schwache Weibervolk“, verschaffte ihnen Unterkunft, verheirathete gar einige. Er selbst folgte den Mahnungen seiner Freunde, zu heirathen, erst als sich auch sein alter Vater denselben angeschlossen. Eine von neun Nonnen, welche mit Hülfe von Torgauer Bürgern ihrem Kloster Nimztsch entronnen waren, wurde seine „Hausehre“.

Weber auf das Beispiel der Katharina von Bora, noch auf das der Aebtissin von Gerresheim, die um die gleiche Zeit heirathete, konnten sich die vier Jungfrauen berufen, die unser Michaelskloster verließen, um vier Revaler Bürgern die Hand zum Ehebunde zu reichen. Es geschah eben kurz bevor Luther und der Truchseß von Waldburg sich zur Heirath entschlossen hatten. Der Leidenschaft, welche Michel Lode, Adrian von der Niemenstadt, Hinrick von Essen und Jost Keding in den Herzen der vier edlen Fräulein zu entzünden gewußt, hat

schwerlich der Zorn des Bischofs von Darbt Und Rewel viel Einbuße gethan, der in Anlaß einer dieser Klosterpoliationen schrieb: „Der werdigen vund geistliken vnser lieven Andechtigen Abbatissen Des closters tho Sanct Michel tho Rewell, — sie solle begehren, dat sodan sware misdait ungerechtfertiget nicht blieve vund wyder Unrabt vnd ergerunge so hiruth entstahn mochte vorkomen werde, Dan nadem die Jungfrow eine Brudt Jesu christi Die he om durch vergietunge sines hilligen blodess vnd also med eynem vel grotern brudschatte Dan Michel lode verelicht, so kan ader magh se keins Menschen elicke brudt syn ader werdenn“ u. s. w.

Es liegt fern, hier eine Geschichte des Klosters schreiben zu wollen. Das hat Gotthard von Hansen in seinem Buche „Die Kirchen und ehemaligen Klöster Nevals“ aufs Beste ausgeführt. Wohl aber möchte ich unsre baltischen Romanciers beiderlei Geschlechts auf den außerordentlich reichen Stoff zu einem historischen Roman aufmerksam machen, welchen die Nöthen des Klosters in der Reformationszeit und die Liebesgeschichte dieser entwichenen Paare bieten. Ob nun — wie der Brief des Bischofs anzudeuten scheint — Michel Lode einen großen Brautseß bieten konnte, also ein reicher Nevaler Bürger war, ob er später im Dörptschen ein Gut besaß, ob er ein Schmiedeknecht und einer der allergeinsten gewesen, die Hartewich von Tiefenhausen „myt groten Geschrey und Beswerlichkeyt“ anlagt, das mag dann unser Dichter oder unsere Dichterin frei nach Sympathie oder Antipathie entscheiden. — —

„Cistercium occidit, Firmitas, Pontiniacum, Clara Vallis, Morimundus occiderunt. Capitulum sedes destructa, totius ordinis constitutio corrui, auctoritas evanuit, gloria perit — — media in vita in morte sumus.“

Mit diesem Weheruf des Verfassers der *Origines Cisterciensium* über Citeaux und seine ersten vier Tochterklöster La-Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond schließen wir die Erinnerungen an die ältere Klosterzeit, um die zu einer zweiten Blüthe geweihte Stätte wieder zu betreten, deren Zeitgenossen zum Theil noch heute unter uns wandeln.

VI.

Wo einst Nonnen an jungen Mädchen ihre geistliche Erziehungskunst geübt, leiteten seit Gustav Adolfs Zeiten weltliche Lehrer eine Knabenschule. Ein königliches Gymnasium war in den Räumen des Cistercienserklosters gegründet worden.

Die alte Klosterstadt scheint sich — mit Ausnahme der zu ihrem neuen Dienst als griechisch-orthodoxe Kathedrale umgebauten Kirche und der Niederlegung der eigentlichen Klostermauern — nur langsam verändert zu haben. Vor 1840 — also vor Erbauung des jetzigen Gymnasialgebäudes — sah es auf jenem Platz noch sehr alterthümlich und eng aus. Für diesen Bau wurde Luft und Licht geschaffen, auch das malerische einstöckige Haus gegenüber demselben mußte mit seinen schattigen Linden, die noch von Klosterhänden gepflanzt waren, der Veränderung weichen: es entstand an seiner Stelle der Spiel- und Turnplatz des Gymnasiums.

In diesem, wie in mehreren anderen Häusern des alten Klostergebiets wohnten als gute Nachbarn Lehrer dieser Schule, wie einige Lehrer der Ritter- und Domschule. Es war aus dem Nonnenkloster ein Gelehrtenwinkel geworden.

Und das im besten Sinne. So beschränkt die Wohn- und Gesellschaftsverhältnisse waren, so abgeschlossen diese kleine Welt noch von der großen da draußen blieb, so wuchs dort

doch ein Ernst und eine Tüchtigkeit rechter Wissenschaft auf, der die eigentliche, rechte und schönste Blüthezeit des „Klosters“ schuf. Nicht allein als Stätte einer der zwei großen Bildungsanstalten für Stadt und Land, sondern auch als Sitz von Gelehrten, deren Ruf in der wissenschaftlichen Welt fest stand. Die dahingegangenen Generationen wurden der jüngeren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung; diese Forscher selbst sind den Lebenden eindringliche Lehrer und Leiter geworden — in den Schulclassen selbst und mehr noch in allen Gelehrtenstuben, in welchen die Liebe zur Heimath das Studium leitete. Um der neuen Aera einen kennzeichnenden Namen zu geben, sei sie die Aera Meyer-Wiedemann genannt.

Unter den Gestalten, welche in der Erinnerung der alten Revalenser unvergesslich leben „Nahe und fern der Unsrige“, nimmt Edward Meyer einen der ersten Plätze ein. Ein kleiner Mann mit hochgezogenen Schultern, die den Körper doch nicht nach vorn beugten, mit ausdrucksvollem, schönem Kopf, scharfgeschnittener Nase und dem wie in unbeugsamem Wollen geschlossenen Munde, mit den dunkeln, durchdringenden Augen — so steht er — ein verschöntes Abbild Ludwig Börnes — vor der Erinnerung seiner Schüler. Und der Kreis dieser Schüler war groß, weit größer, als daß ihn Gymnasium und Mädchenschule hätten umfassen können. Er war durch Vortrag und Anregung, durch frische Auffassung und rasche Gestaltung der Gedanken in den gebildeten Kreisen Revals eine belebende, belehrende, leitende Kraft. Er sammelte eine fröhliche Knabenschaar um sich zu Turnübungen und Turnfahrten, er schuf eine Goethegemeinde aus den männlichen und weiblichen Schöngeistern des Landes, und er verstand es vor Allem, durch Unterricht und Vorbild die Jugend Revals zu einer idealistischen, allem Schönen zugänglichen, heimathlich treuen Auffassung zu erheben und die Funken der schönsten

Begeisterung in die jungen Herzen zu werfen. Selten ist einem Lehrer solche Verehrung seiner Schüler zu Theil geworden.

Eduard Meyer beschränkte seine erziehende Thätigkeit, wie erwähnt, nicht auf das Gymnasium. Zwischen den Schülern dieser Anstalt und der Domschule hatte von jeher eine gegenseitige Ueberhebung bestanden: doch die Lehrercollegien beider gelehrten Schulen standen in den 30er und 40er Jahren in gutem, ja oft in freundschaftlichem Wechselverkehr, der freilich zu großem Theil auf der Scheidung von In- und Ausländern beruhte. An beiden Anstalten wirkten damals verhältnißmäßig viel Auswärtige, deren Wesen den Revalensern zuerst fremd erschien. Je enger die Ausländer zusammenhielten, um so größer Anfangs die Scheidewand zwischen ihnen und den Städttern. Es ist den Revalensern von jeher eigen, daß sie sich ständisch und gesellschaftlich zu Gruppen zusammenschließen, die sich schwer den Fremden öffnen: es ist nicht die gehässige Clique, nicht die hochmüthige Sippe, nicht der Geisteshochmuth der Einen und der geistliche Dünkel der Andern, auch nicht die Ueberhebung des Reichthums und der Groll der Armuth, nicht der Uebermuth des Erfolges und der Neid der Enttäuschung — von alledem ist ein kleines Theil dabei; das Constituens aber war dazumal die Abneigung der alteingewohnten Bürger gegen die fremde Einwanderung, auch wenn Reval selbst diese herberufen oder hergezogen hatte.

Die angeborene Neigung zu solcher Fernhaltung fremder Elemente pflegt dort am stärksten zu sein, wo ihre Bekämpfung am nothwendigsten wäre, in Zeiten des Niedergangs, wo fremder, frischer Hauch noththut. Man kann trotz einzelner bedeutender Eingeborenen jener Zeit nicht in Abrede stellen, daß Reval in den 20er und 30er Jahren einen bedauerlichen materiellen und intellectuellen Rückgang zeigte. Um die Mitte der dreißiger Jahre kommen die Ausländer — sofort kennt man

in der Stadt ihre Schwächen, sie müssen sich das Terrain, das Entgegenkommen und die Hochachtung der Revalenser erst erobern. Die Eroberung gelingt, sie gelingt zum großen Theil durch Arbeit und zwar durch Arbeit im „Kloster.“

Was von Eduard Meyers Lehrthätigkeit gesagt wurde, gilt auch für die Männer des Gymnasialcollegiums, die hier ferner genannt werden. So glücklich ist selten eine Schule in der Zusammensetzung ihres Lehrkörpers gewesen, als das ehstländische Gouvernements-Gymnasium von der Mitte der 30er Jahre ab. Wenn jedoch von der Arbeit dieser und anderer Männer im „Kloster“ die Rede ist, soll hier nicht an die unmittelbare Lehrthätigkeit allein gedacht werden: in demselben Kloster, in dessen längst vergangenes Leben wir einige Blicke gethan, erhob sich neben der gelehrten Schule eine gelehrte Vereinigung, eine Genossenschaft, die nicht von Gelüben und Schenkungen zusammengehalten wird, sondern von der freien, der Allen gemeinsamen Lust an der Wissenschaft und ihrer Verbreitung. Auch das ist nicht thatlose Beschaulichkeit, sondern nutzbringende Arbeit.

Vor sechs Jahren beging die „Ehstländische literarische Gesellschaft“ ihr 50jähriges Jubiläum. Eines ihrer ältesten und verdientesten Mitglieder, Paul Jordan, widmete ihr eine Festschrift, welche ihre äußere und innere Geschichte erzählt. Es ist ein Stück provinzieller und vaterländischer Geschichte zugleich. Jordan führt uns die Männer vor, welche als Mitglieder diese Gesellschaft zum Mittelpunkt für die geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Ehstland machten. Von den 37 Stiftern lebten im Jubiläumsjahr noch zwei — auch diese sind seither hochbetagt dahingegangen, nachdem ihr persönlicher Wirkungskreis an anderer Stätte schon lange sich erweitert hatte. Der einstige Ritterschaftssecretär Georg von Brevern starb in hochangesehener Stellung in St.

Petersburg, der frühere Lehrer der Geschichte und Geographie C. Rathlef als emeritirter Professor in Dorpat. Die jüngere Generation hat mit frischen Kräften die Arbeit der Alten aufgenommen und fortgesetzt: das Erbe ist in guten Händen und wird, wie der Kreis der Aufgaben und die Zahl der Arbeiter gewachsen, im Geiste ihrer Väter das Culturwerk fortsetzen, zu dem ein anderer Geist hier einst die ersten Spatenstiche gethan.

Ehstland hat gewiß manchen routinirteren und ehrgeizigern Gouverneur gehabt, als Johann Engelbrecht von Grünewaldt, doch sicher keinen, der ihn an wahrhaft abligem Sinn, an geistigen Interessen, warmem Gemüth und natürlicher Liebenswürdigkeit übertroffen hätte. Ihn hatte die Natur mit einer innern Freiheit ausgestattet, welche selbst dem Drucke der gesellschaftlichen Schranken jener Zeit Stand hielt. Es war in jenen Jahren, wie auch sonst wohl, schwerer, als Hochgestellter ein freier Mann zu bleiben, wie als Mittelmensch. Wie es einst — in alter Ritterzeit — Liebeshöfe gegeben, so war in den dreißiger Jahren um die geistreiche Großfürstin Helene in Petersburg ein Hof bester und vornehmster Geselligkeit, ein Hof der Liebenswürdigkeit versammelt. Hier hatte der von Studien und Reisen im Ausland zurückgekehrte junge ehstländische Edelmann sein Wissen, seinen Witz, sein humanes Wesen, seinen weiten Blick und seine schönen Talente zu üben Gelegenheit. In der Petersburger Gesellschaft, die sonst nur in scheuer Ehrfurcht zu dem Hof des gewaltigen Nikolai emporblickte, galt das Michail-Palais für eine Art Zaubergarten anmuthiger und gern gesehener Freiheit der Geister. Die Großfürstin Helene war die Großmeisterin dieser Loge der Liebenswürdigkeit.

Dem Leben in Petersburg folgte für Grünewaldt bald die praktische Thätigkeit des baltischen Gutsbesizers. Die älteren unter den Lesern werden sich noch der Zeiten erinnern,

da es Keinem vergönnt war, die paterna rura procul negotiis zu bauen. Ein Gut besitzen hieß im Landesdienste stehn. Jeder hatte eine lange Stufenleiter von Aemtern und Pflichten vor sich: je tüchtiger der Mann, um so länger und schwerer sein Dienst. Johann von Grünewaldt hat eine lange Reihe von Landesämtern verwaltet: Manngerichtsaffessor, Hakenrichter, Kreisdeputirter, Ritterschafthauptmann, Landrath — 1842 erfolgte seine Ernennung zum ehstländischen Civilgouverneur und seine dauernde Uebersiedelung nach Reval. Von dort ab beginnt auch seine Thätigkeit in der literarischen Gesellschaft.

Nicht ohne seine Verwendung erfolgte die Bestätigung, bei ihm im Schloß fand die erste förmliche Versammlung und die Constituirung der Gesellschaft statt. Er bekleidete fortan bis zu seiner Uebersiedelung nach Petersburg das Ehrenamt des Präsidenten derselben.

VII.

Die Gesellschaft mußte natürlich bemüht sein, sich ein eigenes, ihren bescheidenen Verhältnissen entsprechendes Heim zu gründen. In der Tiefe der alten Klosterstadt, zwischen einem noch leidlich erhaltenen Refectorium und der Stadtmauer, gegenüber dem Häuschen mit den alten Linden, das Eduard Meyer bewohnte, fand sich ein stilles und — was sehr wichtig war — ein billiges Quartier. Jordan giebt eine Schilderung von demselben. Es mag nur noch hinzugefügt werden, daß nicht bloß die Hühner auf der knarrenden Stiege, sondern auch die von Staub und Rauch geschwärzten Wände und Decken charakteristisch waren. Anspruchslosigkeit, die allgemeine Signatur in den Literatenkreisen jener Zeit, gab diesem Local seinen größten Reiz. In den hohen Räumen des Schlosses konnten wohl festlich repräsentirende Versammlungen gehalten werden, hier im niedrigen Halbdunkel des Conversenhauses aber wagte sich auch die Schüchternheit mit ihren Arbeiten hervor, deren Verfasser sich ihres Werthes noch nicht bewußt waren. Eine Bescheidenheit herrschte wie in den Ansprüchen, so auch in der Werthschätzung der eigenen Leistungen. Wenn von den hervorragendsten Männern jenes Kreises geredet ist, muß von jedem Einzelnen gesagt werden: er habe seine eigne Bedeutung damals nicht gekannt.

Die Bedeutung der Gesellschaft konnte nicht in der Abfassung oder Beschaffung großer wissenschaftlicher Forschungen und Leistungen bestehen. Der junge Verein beschied sich in der Beschaffung gefunden und guten Materials und Gründung der Fundamente zu künftigem Bau mit der Pflanzung und Pflege eines reichen Geistesgartens.

Der Bau selbst aber sollte einmal auf Grund der Kenntniß des alten Rechts, der alten Zeit und dahingegangener Männer ein festgewölbtes, geschlossenes Haus, ein claustrum der Heimathsgeschichte werden, und die Gärten, welche Baumschule und Zierbeete, freudig wachsendes und immer neu sich schmückendes Leben trugen, sollten die Gedanken und Werke der jüngern Zeit sein. An jenem Bau wirkten in erster Zeit besonders thätig Julius Paucker, Ferdinand Wiedemann, Eduard Pabst, F. G. von Bunge, Carl Ruffwurm, Bonnel, den Garten pflegten Eduard Meyer, Ed. Weber, Al. Plate, Neuf.

Den Männern, die hier an der Spitze genannt sind, ein neues literarisches Denkmal zu setzen, kann natürlich nicht der Zweck dieser bescheidenen Schattenriffe sein. Paucker und Wiedemann gebührt vor allen Andern das Verdienst, aus der lockern Verbindung gesellschaftlichen Zusammenseins bei literarischer Kost einen geschlossenen, zu ernster Arbeit verpflichteten Verein gemacht zu haben. Mit der ersten öffentlichen Versammlung der bestätigten literarischen Gesellschaft hatte sie ihre Ordensregel verkündet, mit dem Einzug in das „Kloster“ hatte sie ihre Arbeiten begonnen und die Prioren dieses neuen, freistrebenden, weltzugewandten Convents waren die besten Arbeiter in demselben. Es hat durch die einst verlassenen, jetzt wieder betretenen Klosterräume etwas von dem Segen geweht, welcher auf der strengen Arbeit der alten Cistercienser ruhte.

Und im Schutze dieses neuen Ordens ist mancher gesunde Baum gewachsen und manche freundliche Blume erblüht.

Blieb Paucker mit unermüdblichem Fleiße den Forschungen über baltische und speciell ehstländische Rechtsgeschichte und Geschichte treu, so hatte Wiedemann mit wahrlich nicht geringerer Wissenschaftlichkeit sein Arbeiten auf die verschiedensten Gebiete verlegt. Zuerst als Philolog und Linguist: Alt- und Neugriechisch, Latein und Italienisch, ehstnische und ehstländisch-deutsche Sprache, englische Litteratur in Amerika; dann als Botaniker und Naturforscher: Thier- und Pflanzenleben, Corallen und Corallenbauten; als Musiker und Musikkenner: Mozart, Tonmalerei und Musikgeschichte; als Schüler des Lebens und als Nationalöconom: Frühling und Narcotika als Vergnügungsmittel; — fügen wir noch einige Materien hinzu: finnische Mythologie, altlivische Waagen, syriäische und ischeremissische Grammatik, die europäischen Sprachgebiete, die Zigeuner und ihre Sprache, Charakteristik des Chinesischen, norwegische Volksagen und Elfenmärchen, linguistische Aphorismen, Uebersetzungen aus dem Griechischen (eine altgriechische Novelle, Aethiopica des Heliodor, Thucydides, Pest in Athen), aus dem Lateinischen (Tacitus Leben des Agricola), aus dem Italienischen: (Francesco da Rimini von Silvio Pellico), aus dem Norwegischen, aus dem Englischen (Novelle der Miß Higby), die Taunhäuferfage und ihre Bearbeitungen, Phonographie und Phonotypie (1852!) . . Dies nur zur Charakterisirung der ganz außerordentlichen Vielseitigkeit unseres Gelehrten. Es sind dies nicht einmal alle die Vorträge, welche Wiedemann neben seiner peinlich gewissenhaften Lehrthätigkeit am Gymnasium in den Jahren 1842—1858 in der literarischen Gesellschaft gehalten hat. Fügen wir noch hinzu, daß er ein ehstnisches Wörterbuch, im Verein mit Weber eine wissenschaftliche Zusammenstellung der ehstländischen Fauna geschrie-

ben, daß er ein ganz bedeutender Musiker war — er soll 16 Instrumente und darunter mehrere in Concerten gespielt haben —, daß er im Schachspiel kaum einen ihm gewachsenen Gegner fand, — so haben wir ein noch nicht vollkommenes Bild dieses so wunderbar begabten Mannes. Wie mag nur eine einzelne Menschenkraft, ein einzelnes Menschenwissen und Menschendenken all dies sammeln, wie nur die Zeit gewinnen, es aufzunehmen und sich ganz zu eigen zu machen? Aus diesem Einen, möchte man sagen, hätten zehn gescheute Männer geschaffen werden können.

So sehr man aber auch die verschwenderische Begabung dieses Einen bewundert, man hat sie nicht verstanden, wenn man die Fülle dieser Leistungen allein aus den Anlagen des Geistes zu erklären sucht. Soviel im eigenen Empfinden und Denken festzuhalten und zu verarbeiten, dazu bedarf es mehr, als des bloßen Verstehens und Wollens. Geist, Gemüth, Wille — sie müssen eben ein Ganzes, eine vollkommene Einheit, Ein Mensch geworden sein, der die Zersplitterung ebensowenig kennt, wie die Selbstverneinung im Nichtsthun und Nichtsdenken und Nichtsempfindenwollen. Nicht Gaben der Wahrnehmung noch Talente der Wiedergabe häufen solchen Reichthum des Wesens auf eine Creatur: der in Allen vorhandene, in Vielen zerspaltene, in Einigen unterdrückte und verkümmerte natürliche Drang des Lebens, der Drang der eignen Entwicklung zum Sammelpunct und zum geistigen Spiegel der ganzen äußern und innern Welt, dieser Drang, der als sittliche Kraft das Fühlen, Denken und Thun des Menschen regiert, wird um so stärker, je weiter sich die Thore dem Verständniß öffnen, je mehr der Wahrnehmungen sich zudrängen, je fester der Wille wird, keine derselben unbeobachtet, ohne Einordnung in das stets sich erweiternde Ganze zu lassen. Das Gemeinsame zu finden in den Einzelheiten, das Gesetz

für alle in der eignen Auffassungsgabe zu entdecken, das ist die Arbeit solcher Geister, eine stille, unverdroffene, ununterbrochene Arbeit, ein unabänderlicher Wille, eine priesterliche Weihe, ein Gottesdienst der Wahrheit.

Und was gehört zu dieser Sammlung aller Menschenkräfte in erster Reihe? Der innere Friede, das Ruhen der Gegensätze in der Brust, die freie Unterordnung der eigenen Person unter das Gesetz und unter die Bestimmung des Ganzen. Auch der Forscher ist Kämpfer, vielleicht ein um so leidenschaftlicherer Kämpfer für die Wahrheit, je schwerer er selbst sie errungen hat, aber die Festigkeit seiner Wappnung und der Glaube an den Sieg seiner Farben läßt ihm auch im Kampfe die Ruhe seines Strebens, den innern Frieden.

Wiedemanns viel umfassende, staunenswerthe Gelehrsamkeit war mit einer wunderbaren, heitern Gemüthsruhe verbunden. Wer hätte den Mann der „dreißig Sprachen“, den Ehrendoctor verschiedener Facultäten, das Ehrenmitglied mehrerer Akademien, den Inhaber höchster gelehrter und staatlicher Auszeichnungen in dem schlichten Wanderer erkannt, der die Botanisirbüchse zu neuen Studien mitnahm, wenn die Collegen ihre FERIENERHOLUNG suchten, und nicht müde ward, Abends mit der Feldblume in der Hand die Kinderherzen zur Beachtung, Bewunderung, Verehrung der Schöpfung zu erwärmen! Wer hätte den großen Gelehrten in dem stillen Vater vermuthet, der — nachdem die Kinder zu Bette gegangen — das Handwerkzeug des Buchbinders hervorholte, um ihnen zu WEIHNACHTEN ein baugerechtes Puppenhaus zusammenzupappen! Wer hätte den hochgeklärten Denker in ihm geahnt, wenn er nachsichtsvoll und gütig, den Grüntram entgegennahm, mit dem ein unreifer Knabe als das erste Resultat seines Werdens ihn belehren wollte! Freilich — seine wirklichen Schüler wagten das nicht — aus Ehrfurcht vor dem Lehrer, mehr noch aus Respect

vor der Wissenschaft, deren Würde zu ahnen er sie gelehrt hatte. Er war ein Mann des innern Friedens und der wahren Herzensdemuth — ein Mann, der jeden Kreis erhob, in den er trat.

Auch Wiedemann wohnte im Kloster; eine merkwürdige Stille herrschte in dem kleinen Hause mit dem ringsum eingeschlossenen Garten: Die Frau, die neben dem schweigsamen und, wenn er rebete, nur gedämpft sprechenden Manne waltete, war allezeit freundlich, sanft, leise, — das ganze Haus ein Haus des gesegneten Friedens.

In dieselben Räume zog später ein Mann stürmischer Kraft und großer Streitbarkeit, ein Eiferer für seine Ideale, gewillt das geistige, sittliche, religiöse Leben seines Wirkungskreises wachzurütteln. Doch sei seiner erst später gedacht.

Zu den thätigsten Gliedern der literarischen Gesellschaft gehörte Edward Pabst. Er war „Klosterbruder“, d. h. Inhaber einer Wohnung in einem alten Conventshause, aber nicht Lehrer am Gymnasium, sondern an der Domschule. Das Studium der Heimathsgeschichte hatte am Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts durch die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russ. Ostseeprovinzen zu Riga“, wie bald darauf durch die „Gelehrte ethnische Gesellschaft zu Dorpat“ lebhaftere Anregung erhalten. Die ehstländische literarische Gesellschaft nahm lebhaft und thatkräftig an dieser Arbeit wie durch Forschungen, so durch Herausgabe von Urkunden, Chroniken und anderen Quellen im Original und in Uebersetzungen Theil. Das Interesse an der Vergangenheit Ehstlands und Nevals fand in dem säcularisirten Kloster erfreuliche Pflege; die historisch am besten erhaltene mittelalterliche Stadt der Provinzen besann sich gleichsam auf ihre Vergangenheit und hat seither nicht aufgehört, das Wissen von dieser zu erweitern. Pabst, der Uebersetzer und Herausgeber der Chronik

Ruffows und Heinrichs des Letten, war auch ein unermüdlicher Sammler kleinerer Notizen und zerstreuter Blätter. Er hat nicht bloß wissenschaftliches Material zusammengetragen, sondern in Ernst und Scherz viel dazu beigetragen, die Localgeschichte zu popularisiren. Meyer, der sich durch eine Uebertragung der Heimchronik an den geschichtlichen und durch eine Uebersetzung der Baltischen Briefe der M. Rigby an zeitgenössischen Arbeiten theilnahmte, bildete den Mittelpunkt jener ausländischen Colonie, die in dem Kloster hauste und in ihrem Familienleben die Feste ihres heimatlichen Kalenders mit übersprudelnder Fröhlichkeit beging. Ein allezeit brauchbarer, in zeichnerischen und technischen Fertigkeiten wohl bewandeter Mann war Eduard Meyers Schwager Carl Lohmeier, der als Apotheker in Reval vergeblich sein materielles Fortkommen suchte und auch bei dem Anbau der Senfpflanze und ihrer Herstellung zu Mostrich kein Glück fand. Hat er dieses Experiment auf Klein- oder Großkarlos geübt, oder gibt es bei Reval eine Insel Karlsholm — der Karlsholmer Mostrich hat von dort aus die Welt nicht erobert. Aber die schöne braune Gündin Holma, die wohl auch an diesen Versuch erinnern sollte, ist meinem Gedächtniß noch nicht verloren.

Wie Meyer hatte auch Rußwurm — gleich jenem ein eifriger literarischer Klosterbruder — einen Schwager aus Raseburg mit herübergenommen. Johannes van der Smitten war der allgemeine Dufel der ganzen Klostercolonie, der unermüdlige Geschichtenerzähler, der allezeit fröhliche Gesellschafter, der anspruchsloseste Mensch der Welt. Er wußte hübsch zu reimen und vergnügte sich und Andre durch harmlose Spiele dieser Art. So hat er meiner Mutter einmal ein Kochrecept in tadellose Verse gebracht. Und doch erschien uns Kindern Dufel Johannes in den langen Prophetenlocken wie ein alter,

alter Mann. Erst als ein noch älterer, kleiner Herr in steifer, weißer Halsbinde in Reval erschien, um seinen Sohn Johannes daselbst zu besuchen, - - erfuhren wir zu unserem Erstaunen, Onkel Johannes sei ja noch ein junger Mann. Er war Baptist und hat später als Baptistenmissionär noch lange in Deutschland gewirkt.

VIII.

Wer hier in akademischer Lust des Corrigirens meine frühere Erklärung des Wortes schola widerlegen wollte, dürfte sich füglich auch darauf berufen, daß unser altes Kloster in den 40er und 50er Jahren wohl in doppeltem Sinn eine Schule, doch keine Rast- noch Erholungsstätte gewesen sei. Gewiß, Gymnasium und literarische Gesellschaft, deren örtlichen und persönlichen Zusammenhang zu jener Zeit ich zu schildern suchte, waren zwei Schulen im besten Sinn: Die trefflichen, ja bedeutenden Lehrer, die am Gymnasium wirkten, legten den Ueberschuß ihrer Studien in den Vorträgen und Veröffentlichungen der literarischen Gesellschaft nieder, und es sind deren so viele und so viele von bleibendem wissenschaftlichem Werthe — die der Section für Natur- und Heilkunde, die unter des Dr. Eduard Meyer (zum Unterschied vom Oberlehrer desselben Namens Staatsrath Meyer genannt) und des Dr. Julius Dehio Leitung stattfanden, sind hier gar nicht erwähnt — daß wir Späteren wohl die Zeit als eine Blütheperiode geistiger Arbeit und Belehrung ehren müssen. Das aber ist es gerade, was — ohne Wortklauberei — das Cistercienserkloster noch einmal und in höherem Maße als früher zu einer σχολή in meinem Sinn, zu einer Erholungsstätte für die besten Männer der Stadt machte. Denn war, die Pflicht des Amtes oft

ermüdend, wollten die mit ernstern Problemen beschäftigten Geister der Lehrer, die mit peinlichen juristischen und administrativen Streitigkeiten überhäuften Juristen, die am Krankenbett ermüdeten Aerzte ihrer vollen Kraft wieder sich freuen, so flüchteten sie aus den engen Gassen des täglichen Berufs in die stille Clause der gelehrten Arbeit und zu der verständnißvollen Theilnahme ihrer Genossen im literarischen Orden. Dies war die echte, schönste Erholung, *εργολή* in geistigen Sinn. Und so hatten wir denn hier neben einander und mit einander eng verbunden ein gymnasium und eine schola.

Aber nicht bloß in der freien geistigen Arbeit und im Austausch der Ideen bot die literarische Gesellschaft Erholung und Erquickung. Auch Feste wußte sie zu feiern, öffentliche Versammlungen zu veranstalten und die gesammte Bürgerschaft Nevals zu den Gedenktagen unserer größten Geister heranzurufen. So ging der Gedanke, Goethes und Schillers Centenarfeiern, den Geburtstag Humboldts und Uhlands Todtenfeier zu begehen, aus dem Kloster hervor. Sie wurden unter lebhafter Theilnahme des Publicums mit Reden, Musik und Declamation festlich begangen.

Daß bei solcher Thätigkeit die Ehre der Präsidentschaft und des geschäftsleitenden Vicepräsidenten nur angesehenen und geistig bedeutenden Männern übergeben wurde, ist selbstverständlich. Und schied von diesen Einer nach erfolgreicher Thätigkeit, so war das Bedauern groß, wie groß aber das Vermissen und Beklagen, als in kurzer Zeit drei hervorragende Mitglieder aus der Gesellschaft schieden. Eduard Meyer war schon 1851 gezwungen worden, in seine Heimath zurückzukehren: er hat die Trennung von seinen Schülern und Collegen und von seiner Wirksamkeit bis an sein Ende 1856 nicht überwinden können. 1856 starb der unermüdlche, treffliche Julius Pauker, 1857 wurde Wiedemann als Akademiker nach Peters-

burg berufen, 1859 zog auch der zum Senator ernannte Grünewaldt dorthin. 1861 legte der liebenswerthe und feingebildete Dr. Eduard Meyer, der Staatsrath, das Amt des Vicepräsidenten nieder, und Hoheisel, der Wiedemanns Wohnung im Kloster bezogen hatte, nahm jetzt auch auf seinem Stuhl als Vicepräsident der literarischen Gesellschaft Platz. In seine Regentenzeit fallen die größten innern und äußern Veränderungen des Vereins.

Hoheisel, dessen Namen übermüthige Cousinen in früher Jugend in den Vetter der „hohen Seele“ parodirt hatten, war von hoher poetischer Begabung und feurigem Gemüths. Er war als Pädagog durchdrungen von Berufstreue und Berufsliebe, aber er wurde früh kehlleidend, mußte zeitweilig den Unterricht aussetzen, nur mit halber Stimme und Schmerzen wirken, und hatte stets mit ernstern Sorgen zu ringen. Wer sein Schüler gewesen, als er noch jugendfrisch in Birkenruh deutsche Literatur docirte und selbst begeistert die Schüler zur Begeisterung hinriß, wer den persönlichen Dank ganz empfand, den wir den Tempeldienern schulden, die uns die Thore zum Heiligthum öffnen, der mußte Hoheisels Bestallung in der literarischen Gesellschaft mit hoher Freude begrüßen. Sie war eine gelehrte Gesellschaft, sie wollte es sein und sie soll es bleiben. Aber ein dichterischer Schwung, wie er Hoheisel eigen gewesen, konnte der Wissenschaft keinen Abbruch thun: er war eine wahre und natürliche Hebung des Gemüths, eine Steigerung der seelischen Kraft. In dem Schwunge dieses poetischen Dranges hatte Hoheisel die Schillerfeier mit einem Gedicht eröffnet und in voller Selbstlosigkeit durch die Mehrung des Stipendienfonds dieser Feier dauernde, nutzbringende Nachwirkung gegeben. In gleicher Wärme war er bereit, der Uhlandsfeier, deren Ertrag dem Uhlanddenkmal in Tübingen zu Gute kommen sollte, seine

poetische Kraft zu verlieren. Aus Gründen, die er nicht zu beseitigen vermochte, wurde ihm der Festvortrag versagt: er mußte sich auf Declamationen beschränken. Der Körper erschwerte ihm wieder den Dienst, sein frischer Muth begann zu sinken, der Jugend, die ihn verehrte, die Freudigkeit der Gesundheit nicht mehr bieten zu können, die literarische Gesellschaft, glaubte er, durfte seine Kraft nicht mehr in bisherigem Maße in Anspruch nehmen. Und zu alledem sollte sich unter seiner Vicepräsidentenschaft die äußere örtliche Scheidung der literarischen Gesellschaft vom Kloster vollziehen. Wenige Tage vor dem Umzug legte Hoheisel als letzter Leiter im Kloster sein Amt nieder.

So bescheiden die räumlichen Ansprüche der Gesellschaft geblieben, mußte doch einmal ein absoluter Zwang zum Localwechsel eintreten; das „Ding an sich“, der Besitz, übte seine Tyrannei: die Bibliothek und das Museum. Von 6000 Werken in 10.000 Bänden war die erstere auf 16.000 Werke in 27.000 Bänden gewachsen, — das Museum von 3 auf 4 Schränke, in denen systematische Ordnung unmöglich war. Und zugleich verlangte doch auch die Gesellschaft nach Luft und Licht, nach größeren Versammlungsräumen, nach einem ausgiebigeren Lesetisch.

Zum zweiten Mal mußte das Kloster den höhern Ansprüchen der neuen Zeit weichen, zum zweiten Mal eine Gesellschaft scheiden sehn, die dort gesuchte Stille gefunden, nun aber größeren Aufgaben entgegengehn wollte.

Unser Museum.





I.

Als die ehstländische literarische Gesellschaft im Jahr 1856 den wissenschaftlichen Lehrer am Gymnasium Paul Jordan zum Conservator ihres „Museums“ machte, ahnte sie nicht, welche Arbeit und welcher Erfolg dem Manne in diesem Amt blühen werde. Statutenmäßig hatte die Gesellschaft schon bei ihrer Gründung 1842 die Sammlung und Aufbewahrung einheimischer Kunst- und Naturerzeugnisse, Alterthümer, Münzen und Urkunden begonnen; auch hierzu hatte Paucker als erster „Conservator“ den Grund gelegt und manches werthvolle Material für die ehstländische Geschichte gerettet. Ehstländer, die auf der russischen Flotte dienten und Weltumsegelungen geführt oder mitgemacht, brachten ethnologisch interessante Stücke mit und übergaben sie dem einzigen hierfür geeigneten öffentlichen Institut ihrer Heimath, alte und neuere Münzen und Alterthümer fanden sich und wurden als Geschenk dargebracht — aber all diese schätzenswerthen Gaben füllten im Jahr 1856 nur drei Schränke. Der Conservator konnte sich trotz des Werthes einiger Objecte nicht dessen rühmen, ein besichtigenswerthes Museum zu verwalten, und noch weniger, ein schau- und lernbegieriges Publicum zu haben. Die der Gesellschaft anvertrauten Schätze waren im „Kloster“ so gut wie vergraben.

Jedes Amt muß in seiner Ausübung selbst befriedigen. Hier gab es gar wenig auszuüben. Eine Sammlung ohne regelmässiges Wachstum, ohne Anziehungskraft für Sammlungsgegenstände und ohne Anziehungskraft für Interessenten steht da wie ein geschlossener Sarg: um das ihm anvertraute Gut freudig zu hüten, muß der Hüter selbst an der Theilnahme Anderer erkennen, daß er nicht unnütz sich der freudlosen Verantwortlichkeit und dem langweiligen Amte unterzieht. Langeweile im Dienst schafft schlechten Dienst, Langeweile, wo geistiges Interesse nöthig ist, erstickt den Zweck des Dienstes. Aus dem Zustande des Museums und aus der Theilnahmslosigkeit des Publicums unmittelbar vor Jordans Ernennung mag man ersehen, welche Forderung der Hingabe, der Geduld und des Eifers an den neuen Conservator gestellt wurde.

Die Wahl war eine äußerst glückliche, wie es sich in ganzer Evidenz erst einige Zeit später herausstellte. In den ersten sieben mageren Jahren war Jordans Thätigkeit meist eine zuwartende. Hin und wieder kam ein Geschenk von Bedeutung, hin und wieder ein Gast von Verstandniß. Im Uebrigen lagen die Gegenstände unberührt, wenn sie nicht abgestäubt werden mußten. Aber Jordan wurde nicht gleichgültig, weder für die übernommene Pflicht, noch für den ihm anvertrauten Schatz. Im Gegentheil, es schien, als wachse ihm dieses Schmerzenskind erst recht ans Herz, je mehr es im wünschenswerthen Wachstum seiner Glieder und seiner Freunde zurückblieb.

Das Museum hätte — trotz dieser liebevollen Verwaltung seines Conservators die Wände seiner Schränke nicht auseinandergedrückt: es war der wachsenden Bibliothek beschieden, nicht ohne Erfolg mit der Sprengung ihrer Repositorien zu drohen. Sie war die Macht, welche ein so energischer Bibliothekar, wie Pabst gegen die vorsichtigen wie gegen die gleich-

gültigen Glieder der literarischen Gesellschaft ins Feld führen konnte. Eine Bibliothek, die nicht benutzt wird, ist schlimmer als ein Museum, das nicht besucht wird. Bücher verlieren mit den Jahren ihren allgemeinen Werth, Gegenstände des Museums pflegen um so werthvoller zu werden, je länger sie aufbewahrt werden. Pabst, hatte -- wie alle rechten Bibliothekare eine größere Freude daran, in Büchern zu suchen, als Bücher zu suchen, aus Büchern mitzutheilen, als Bücher auszutheilen. Es war ihm ein wahres Vergnügen, wenn Jemand einen speciellen Nachweis aus irgend einem Buche wünschte. Dann suchte er umher, blätterte hier und blätterte dort, auf den Knien und auf der Leiter, bis er den erbetenen Aufschluß mit Angabe des Autors, des Titels, der Papiere und Bibliotheknummer geben konnte. Zur Uebung solchen Dienstes aber bedurfte er selbst Raum, wie ihn schon lange seine Bücher brauchten. Die fleißigsten Glieder der Gesellschaft, die selbstverständlich Pabsts Hülfe und Pabsts Bücher am meisten in Anspruch nahmen, waren auch die maßgebenden in den Verwaltungssitzungen. Daß um der Bibliothek willen ein Umzug in größere Räume nothwendig sei -- eine zweite Erweiterung der alten war unmöglich -- wurde immer klarer, besonders als Alexander Verting, damals Oberlehrer am Gymnasium, an der Arbeit für einen Katalog die ungeahnte Reichhaltigkeit der Bibliothek erhärten konnte. So bedurfte es denn nur einer etwas kräftigen Agitation und eines muthigen Sinnes, um die Gemüthlichkeit der alten Räume der Zweckdienlichkeit neuer größerer Räume zu opfern. Daß mit dem Umzug aus dem Kloster auch eine innere Veränderung der literarischen Gesellschaft, eine Verschiebung im Hauptgewicht ihrer Thätigkeiten erfolgen werde, das war den Einen Gegenstand ernster Besorgniß, Anderen Gegenstand kühner Hoffnungen, den Meisten aber eine Frage der materiellen Zukunft der Gesellschaft. Denn Capitalien hatte

sie nicht gesammelt, und eine wesentliche Zunahme der Mitgliedsbeiträge war auch im schönsten und bequemsten Quartier nicht zu erwarten. Es war „ein Sprung ins Ungewisse“, welcher der Gesellschaft mit dem Umzuge zugemuthet wurde.

Muth und Thatkraft zu der Veränderung weckte ein scheinbar unbedeutender Gegenstand in einem der Museumschränke. General Friederici, der 1803 die Weltreise Krusensterns mitgemacht, hatte fünfzig Jahr später dem Museum eine Reihe von Gegenständen übergeben, die er in Japan gesammelt. Unter diesen befand sich ein japanisches Bilderbuch, weibliche Beschäftigungen darstellend. Es war die Zeit, wo zum zweiten Male in Deutschland — unter Basedows Einfluß war es zum ersten Mal gewesen — im Anschauungsunterricht alles Heil der Elementarpädagogik erblickt wurde. Und siehe da: hier lag der Beweis vor, daß die Japaner schon vor 60 Jahren diese Methode in ihrer Erziehung angewandt hatten. Denn ein Handbuch im Anschauungsunterricht, ein Bilderbuch für diese Lehrmethode war das Convolut aus Reißpapier und offenbar auf weiblichen Unterricht berechnet. Das erschien uns damals durchaus neu, in hohem Grade überraschend, — noch galt Japan ja für ein Land der starren Veraltung, für ein Kleinchina, in welchem ein Papst und ein Kaiser von einer Handvoll räuberischer Daimios beherrscht wurden. Noch bestand der Glaube, den Swifts Gulliver verbreitet und den der französische Zeichner Grandville so drastisch ausgedrückt hatte, indem er den Fuß eines Europäers in Japan ein Crucifix zertreten läßt, d. h. der Glaube, daß wer Japan betrete, das Christenthum und mit ihm die Cultur verleugnen müsse. Und nun ließen uns diese — wenn auch perspectivisch incorrecten, aber lebendigen und flotten Zeichnungen in Intimitäten einer Cultur blicken, wie Chodowiecki selbst die seiner Zeit nicht darzustellen verstanden hatte. Ohne Zweifel ent-

sprach diese Anschauungslehre in ihrem Realismus und ihrer naiven Betonung der Hauptsache mehr ihrem Zwecke, als die akademischen Kupfer, die der berühmteste Zeichner seiner Zeit für den berühmtesten Pädagogen Deutschlands als Illustrationen eines neuen Evangeliums der Erziehung angefertigt hatte.

Von diesem Heft, das — als bald hundertjähriges Zeugniß für die japanische Cultur und Pädagogik — noch jetzt die Besucher des Provinzialmuseums interessieren muß, ging eine neue Beachtung des Inhalts jener 3 Schränke in der literarischen Gesellschaft aus, und es fand sich Vieles, das uns näher lag, als Japans Webstühle und Küchenherde. Die kleine Sammlung war so mannigfaltig, von so verschiedenen Gebieten zusammengeschlossen, von jedem so wenige und doch so werthvolle Proben zeigend, daß sie — eben nur ein Museum werden, d. h. sich auf allen Gebieten erweitern mußte, um den rechten Werth des Einzelnen zu erhalten. Denn das ist ja der Unterschied der Curiositäten von den Sammlungen, daß jene in ihrer Einzelheit ihren Werth für Besitzer und Beschauer haben, diese in ihrer Vielheit ein Gesamtbild bieten sollen. Aus den Curiositäten im Kloster sollte aber ein Museum werden, weil die literarische Gesellschaft nach dem Ernst ihres Strebens kein „mon faible“ sich erlauben durfte, sondern „mon musée“.

Daß ein vierter Schrank zu besserer Unterbringung der heimischen Alterthümer, der werthvollen Pergamente und Urkunden, der Münzen u. s. w. aufgestellt werde, verbot der enge Raum im Kloster. Mehr aber als diese Beschränkung erregte einige Mitglieder der Gesellschaft das totale Unbekanntsein dieses Besitzes im großen Publicum. Es fanden sich Männer, die in Rede und Schrift auf das Vorhandene aufmerksam machten, dessen günstigere Aufbewahrung und allge-

meine Zugänglichkeit forderten und hierbei von einigen der angesehensten Herren Ehrlands lebhaft unterstützt wurden. Namentlich sei hier Baron Robert Toll-Ruckers, der begeisterte Freund der Heimathsgeschichte und selbstloseste Förderer aller Bemühungen um dieselbe, genannt. Ein außerordentlich glücklicher Umstand war, daß die „Nevalsche Zeitung“, in den Flügeljahren ihrer Existenz von vornherein sich und ihren gesammten Einfluß an die Idee eines Provinzialmuseums band. Die literarische Gesellschaft war in ihren hervorragendsten Vertretern bald für die Entwicklung ihrer Sammlung zu einem Provinzialmuseum in größerem Umfang gewonnen und in Rücksicht auf ihre Bibliothek bald gezwungen, solchen Plänen ihren Aufenthalt im Kloster zu opfern. Es fehlte damals ebensowenig an Vorsichtigen, wie an Spöttern; man liebte es in Neval eigentlich nicht, sich im vulgären Verkehr rhetorisch auszudrücken, sonst wären wohl die Bemühungen um die Verwandlung der Curiositäten in wissenschaftlich werthvolle Objecte dem unglücklichen Fluge des Ikarus verglichen worden.

Ein entscheidendes Wort sprachen damals — wie in andern Dingen so oft — die Frauen Nevals. Als wirksamstes Mittel der Agitation war von den Freunden des Museums die Unterstützung der Frauen erkannt worden. Und die Damen Nevals und des Domes — das waren dazumal noch zwei getrennte Welten — haben beide diese Erwartung nicht getäuscht. Ikarus Flügel schmolzen nicht, so nahe kam der Flug der Sonne nicht. Als die Frauen, zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen, zahlreich erschienen waren und zur Theiligung an einem Verein aufgefordert wurden, ohne daß an sie die üblichen Forderungen an ihre Wohlthätigkeit gestellt war, bewiesen sie ihre Theilnahme zuerst durch die Geduld, mit welcher sie fünf Reden anhörten, dann durch den Beifall, den sie der Unternehmung gewährten. „Ich habe nicht ge-

glaubt“, sagte ein stiller Gegner der Museumsidee, „daß diese Leute die Sache so practisch anfassen würden.“ Klarer sein und zugleich practisch, das ist kein Gegensatz.

Kurz das Unternehmen gelang. Des Näheren darüber berichtet der treue, vieljährige Pfleger des Museums, Paul Jordan, in seiner Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der ehstländischen literarischen Gesellschaft.

Mit der Annahme des Antrages auf Zulassung und Unterstützung eines „Museumsvereines“ hatte die literarische Gesellschaft zugleich eine Localveränderung, also eine Trennung vom Kloster beschlossen. Man verläßt nicht gern Räume, in denen man Gutes genossen, zumal dann nicht, wenn sie bescheiden und gering waren. Bei solchem Anlaß kommt die einfache und gesunde Menschennatur zu ihrem Rechte: sie ehrt in ihren ernstesten Bestrebungen die Beschränkung. Für schlichte Geistesarbeit sind Paläste nicht der rechte Ort. Die niedern Stuben im Kloster waren 20 Jahre lang eine rechte Erholungs- und Friedensstätte für Männer schweren Berufes gewesen; es wurde nicht leicht, in hellgetünchte Säle überzusiedeln. Das Halbdunkel am Tage, die dünne Beleuchtung am Abend hatten etwas anheimelnd Poetisches: die sich dort trafen, waren einander treu gesinnte Berufsgenossen, Freunde, zielverwandte Männer, der Ton des Verkehrs ein vertrauter wie jene etwas schimmelig, etwas knasterhaft riechende Luft, die einmal zu den Gesellschaftsabenden gehörte, wie der überzogene Thee und die gute alte Frau, welche das Local hütete. Jetzt hinein in die Nüchternheit heller Zimmer, denen das hinübergeschaffte alte Mobiliar die Leere nicht nehmen konnte; die von feuchtem Kalkgeruch geschwängerte Luft, die überhoch hängende Petroleumlampe, deren Schmauchen immer nur von dem neuan-
geworbenen Diener auf herbeigeschleppter Zimmerleiter zu beseitigen war, und endlich dieser außerordentlich gewandte und

eifrige Diener selbst, der zwar ganz der Gesellschaft gehörte, aber nebenbei für Andere Botengänge machte, Geld eincaffierte und in dem Zimmer am Eingang, das er mit seiner Familie bewohnte, fast immer Keuchhustenpatienten hatte. Kein Wunder, daß es in der ersten Zeit nach der Umsiedelung bei den alten Vereinsgliedern manche Unzufriedenheit gab, daß das Leben der eigentlichen literarischen Gesellschaft zeitweilig unter dem Localwechsel litt. Das Museum erhielt vor der Hand die Führung.

II.

Es ist mehrfach gesagt worden, daß es die Betheiligung der ehstländischen Frauenwelt war, was den raschen Aufschwung des Provinzialmuseums bewirkte. So hieß es fortan, verblieb aber in der Verwaltung der literarischen Gesellschaft mit Hinzuziehung zweier Delegirten des neugebildeten Museumsvereins. Die Heranziehung und Betheiligung der Frauen allein war es aber keineswegs. Dem neuen Unternehmen lag vielmehr ein in diesem Maße in Reval noch nicht angewandtes Princip zu Grunde: es wurde das ganze Publicum in Stadt und Land, ohne Geschlechts- und Standesunterschied, ohne Vermögens- noch Bildungskataster dafür zu interessiren gesucht. Und man war mit Bewußtsein bemüht, diesem Interesse größere Kraft und Dauer dadurch zu geben, daß man nicht sowohl viel zu bieten versprach, sondern viel Mitarbeit sich erbat. Die Geschichte des Ehstländischen Provinzialmuseums ist ein neuer Beweis, daß öffentliche Unternehmen gedeihen, wenn Mitthätigkeit gefordert, nicht wenn nur Mitgenuß in Aussicht gestellt wird. Es wurde jedes zutretende Mitglied ein *actives*. Activität bei der Gründung wurde zwar nicht zur Bedingung gemacht, nicht einmal direct gefordert. Aber die beste Mitthätigkeit, die Lust am Geben bemächtigte sich der Menschen: zu den ansteckenden Regungen im Menschengemüth gehört nicht blos die Furcht oder die gute Laune, der Hochmuth oder die Prahlucht, sondern auch die Lust am Geben. Auf eine solche

kleine Epidemie des Gebens hatte auch die neue Form des Museums gerechnet. Daß der Geber aber dem Beschenkten auch ferner wohlwill, wenn dieser nicht directen Undank übt, ist im Einzelnen, wie im Großen eine bekannte Erfahrung. Geb einem Manne Gelegenheit, dir freiwillig wohlzuthum, und er wird dir gewogen sein; bettle ihn an, und sein Wohlwollen wird Mißachtung; danke ihm mit Wärme, und er giebt dir wieder; danke ihm mit Hochmuth, und er wendet sich für immer von dir ab. Diese kleinen Lehren stehen wohl deshalb nicht in Engels „Philosoph für die Welt“ noch in Knigges „Umgang mit Menschen“, weil sie kaum mehr ausgesprochen zu werden brauchen.

Die Leute, welche sich über die praktischen Wege wundern, welche die erste Museumsleitung einschlug, schätzten gewiß Menschenklugheit und Menschenkenntniß sehr hoch, aber am höchsten, wenn sie ihnen selbst nützen sollte. Bei dem Wachstum des Museums machte der Eine und der Andere die Bemerkung, daß es auch praktischen Sinn geben kann, der selbstlose, gemeinnützige Werke schafft und fördert. Solchen Sinn bewies damals die Museumsleitung und namentlich der bescheidene, selbstlose, jeder Eitelkeit unzugängliche und zugleich klare, praktische, unermüdbliche Paul Jordan.

Es war angezeigt, daß zu gewissen Stunden Darbringungen für das Museum in Empfang genommen würden. Geld war darunter nicht verstanden: die vier Salonaction, die zu besitzigen sich eines Abends vier Männer erinnerten, wurden nicht um ihres materiellen Werthes, nicht als Tauschobjecte hergegeben, sondern als Curiosa, wie die verhältnißmäßig große Zahl vollkommen entwertheter Assignaten. Unter Darbringungen waren Gegenstände aller Art gemeint: über ihre Qualifikation zur Aufbewahrung hatte allein die Museumsverwaltung zu entscheiden, und diese sprach immer und in jedem Fall für

Aufbewahrung, was dem Darbringer — neben der öffentlichen und namentlichen Aufführung seines Gesichts — für den besten Dank galt.

Fern sei es, den guten Leuten mit Hohn zu lohnen, die den Werth ihrer Gaben überschätzten und — oft nicht ohne Selbstbekämpfung — Gegenstände darbrachten, die ihnen persönlich von besonderem Erinnerungswerthe waren und die sie nun auch als interessant für die Oeffentlichkeit hoch einschätzten. Und was ist in einer so vielseitigen und so jungen Sammlung wie damals das Museum war, ohne Interesse und Werth? Erst die Specialisirung auf gewisse Gebiete konnte einen Maßstab für erwünscht und nicht erwünscht geben. Hier einige Beispiele.

Ein alter würdiger Herr erschien einst mit einem Gegenstand, der in verschiedene Papiere eingeschlagen war: alte, ganz alte Zeitungsseiten, zuletzt in vergilbtes Seidenpapier. Es puppte sich endlich ein Stückchen Blei heraus. „Das ist die Kugel“, sagte der Ueberbringer, „die meinem Bruder, dem spätern General bei Kulm ins Bein geschossen und später aus dem Bein geschnitten wurde, ein werthvolles Familienstück, aber mein Bruder hatte keine Kinder, als er starb — er hat sie immer bei sich geführt“ u. s. w. -- Mit Dank entgegengenommen wurde die Kugel, und der freundliche Geber fügte ihr gern zu richtiger Angabe seines eigenen und seines Bruders Namen eine vervollständigte Visitenkarte hinzu. Hätte damals das Provinzialmuseum etwa die Specialität gehabt: Schußwaffen und Projectile vom Bolzen bis zur Lorenzpatrone, so wäre die platte Kugel mit Angabe der Truppe und des Jahres ihrer Verwendung vielleicht ein werthvolles Stück gewesen; hätte man Erinnerungen an tapfere Soldaten und an die Beteiligung von Ehrländern an den Befreiungskriegen besonders beabsichtigt, so wäre hier ein zur Macheiferung reizender Beweis für die Tapferkeit des betr. Officiers gegeben; hätte man Beweis-

stücke zusammenzutragen beabsichtigt für die Veränderung, deren das Blei bei längerem Aufenthalt in menschlichen Beinen unterliegt, so wäre mit dieser Kugel der Wissenschaft ein Dienst erwiesen worden. Keine dieser Specialitäten war bisher von dem Museumsvorstande ins Auge gefaßt: er nahm die Kugel doch entgegen, nicht um ein Denkmal der brüderlichen Liebe und des Familiensinns aus ihr zu machen, sondern um diese Liebe und diesen Sinn zu schonen und zu achten. Er nahm sie, weil der Besitzer sie geben wollte, und jede Gabe ihres Dankes werth ist. Diese letzte Auffassung that nicht wenig dazu, daß das Museum bald populär wurde.

Mehrfach waren es Gegenstände, denen ein wissenschaftliches oder künstlerisches oder affectionelles Interesse abzugewinnen außerordentlich schwer war. Solche Gegenstände pflegten sehr gut emballirt zu sein. Kommt eines Tages eine Dame, die sich nicht nennen will, ihr Name thue nichts zur Sache, und übergiebt ein vielumbundenes Päckchen: es sei eine Reliquie von dem großen Napoleon. Vorsichtig wird aus der Verpackung ein Scherben herausgeschält, offenbar der Scherben einer Tasse aus grobem Porzellan mit dem Bruchstück einer rothgemalten Rose darauf. Es sei die Mundtasse Napoleons, erklärt die Ueberbringerin in schwerfälligem Deutsch, dieselbe Tasse, aus der er bei Borodino getrunken und die dort zerbrochen war. Ihre Verwandten selbst, die in der Nähe begütert gewesen, hätten sie dort auf dem Schlachtfelde gefunden und nun 50 Jahr lang sorgfältig aufbewahrt. Die Dame schien überzeugt, daß auch im Revalschen Museum die Beschauer dieselbe gläubige Pietät gegen den alten Scherben äußern würden, wie es die Gäste ihrer bei Borodino begütert gewesenen Verwandten gethan. Auch dieses Stück wurde entgegengenommen und als „angebliche Tasse“ u. s. w. bescheinigt — nicht ganz zum Genüge der opferwilligen Spenderin.

Ein Eckchen im neuen vierten Schrank war damals noch für dieses Wahrzeichen der Familienlegende vorhanden, welche die bei Borodino Begüterten und ihre Nichte in Ehtland ein halbes Jahrhundert lang erfreut hatte.

Aber bald genügten die Schränke nicht. Viele Gaben wurden von dem Custos vorläufig auf der frischen weißen Diele ausgebreitet, bis neue Vitruvina fertig waren. Ein Theil des großen Museumsraumes war mit dem noch zu sortirenden Zeug angefüllt. Dem unablässig mit Ordnungen beschäftigten Vorstand leistete Paul Jordans Bruder, der gleich liebenswürdige und selbstlose, treue Gönner der Gesellschaft, Ferdinand Jordan aus Petersburg, unermüdlige Beihülfe im Ordnen und Bestimmen. Es war nicht immer eine leichte und vergnügliche Arbeit, und nur die Liebenswürdigkeit dieser Männer hielt jeden Aerger und jeden Streit fern. Denn bisweilen trat die Lust, dem Museum eine Wohlthat zu erweisen, nicht ohne das Selbstbewußtsein eines großen Verdienstes um dasselbe auf. Der Darbringer einiger Malabasternippen und kleiner Gipsfiguren wollte sie als Marmorstatuen katalogisirt und öffentlich angeführt haben und ließ sich nur schwer überreden, von solchem Kunstschatz sich doch nicht zu trennen, ein Anderer suchte durch Vermittlung des Museums für seine gewerblichen Producte Reclame zu machen, ein Dritter verlangte für gemischten Krimskrans, den er zusammengebracht, eine abgesonderte Aufstellung mit hervorhebender Angabe seines Namens. Es giebt eben keine Thür, zu welcher nicht menschliche Schwäche und namentlich menschliche Eitelkeit den Zugang findet.

Dieser Schwäche konnte ein unbekannter Darbringer nicht geziehen werden, der die Museumsleitung wochenlang in viel Mühe und Arbeit versetzte, aber auch Gegenstände von dauerndem Werthe gab.

III.

Zu dem Museumsvorstande gehörte damals Theodor Stein. Er hat sich, wie Jordan in seiner Festschrift ausdrücklich betont, um das Interesse am Museum vielfach verdient gemacht. Ebenso seine Gattin, die für alles Gemeinnützige und Geistfördernde warmes Verständniß besaß und auch an den Angelegenheiten des neuen Unternehmens den thätigsten Antheil nahm. Zu ihr war einst ein fremder Diener mit einem großen Packen und einem Briefe gekommen, in welchem ein Ungenannter in höchst geheimnißvoller Weise die beifolgende Sendung dem Museum zu übermitteln, nach dem Darbringer aber nicht zu forschen bat. Werde der Beitrag nicht der Annahme würdig befunden, so möge er vernichtet, verbrannt oder dergl. werden. Frau Stein ließ den Packen dem Museum abgeben.

Bei der Untersuchung fanden sich drei Bilder auf Leinwand, die vom Rahmen abgenommen waren, zusammengelegt, wie Wäschestücke, mit Spinnweben überzogen, ruffig und rissig, an mehreren Stellen angebrannt. Bei zweien ließ sich die Darstellung leicht erkennen: eine Copie des Tizianischen Amorettenfestes bekam sogar beim Waschen wieder lebhaftere Fleischtöne und der barmherzige Samariter von Vorhout, der nicht bloß Risse, sondern auch runde Löcher zeigte, als hätte

er ein Ziel für unbarmherzige Flitzbogenschützen abgegeben, konnte später wieder soweit hergestellt werden, daß er für Kunstgelehrte ein interessanter Fund ist. Vorhout — den Jordan zu einem Schweden macht, wird von den Schweden selbst für einen Niederländer erklärt. „Holländsk“ wird wenigstens sein muthmaßlicher Vater genannt, von dem mehrere Bilder in Stockholm und Braunschweig vorhanden sind. Der jüngere Vorhout, — wohl der Maler unseres Bildes — theilt mit vielen andern Künstlern aller Zeiten und aller Schulen das Geschick, daß der Hauptwerth seiner Werke in ihrer Seltenheit besteht. Die großen Galerien weisen in dieser Beziehung meist empfindliche Lücken auf; von ihnen kann sich nur Braunschweig eines Gemäldes von seiner Hand rühmen und zwar — wie Neval — eines barmherzigen Samariters. Vielleicht ist dieser Braunschweiger nur eine Copie des Nevalers — oder auch umgekehrt; kunstverständige Reisende, welche die alte Welfenstadt besuchen, mögen die beiden Gemälde vergleichen, bis die Frage aber zu Ungunsten Nevals entschieden ist, sich an der Seltenheit unseres Vorhout freuen. Das Braunschweiger Bild trägt bei dem Namen des Malers in Curfschrift die Jahreszahl 1698; der Künstler selbst ist 1749 gestorben.

Die dritte Leinwand machte dem Museumsvorstande mehr zu schaffen. Sie war die größte, und darum wohl waren die beiden andern in sie eingeschlagen, so daß sie selbst zuerst nur als Emballage betrachtet wurde. Sie sah aus wie ein altes schwarzes Wachstuch, das im Feuer gelegen. An den Faltenbrüchen war stellenweise die pechartige Schicht abgeblättert und kleine farbige Flecke ließen sich unter ihr erkennen. Der große Felsen wurde auf die Diele des Museumsaaales genagelt und das Reinigungswerk begann.

Pettenkofer war damals en vogue. Seiner Methode der Ablösung alten Firnisses konnte man in Neval aber nicht

folgen, wenn sie auch wohlbekannt war. Es gab keinen Behälter, in dem man Spiritusdämpfe entwickeln konnte. Man versuchte es mit dem Waschen. Die untere Leinwand war brüchig, die obere Farben- oder Lacksschicht klebrig. Das gab nun zuerst ein endloses Spülen mit warmem Wasser, mit verdünntem Spiritus, mit Terpentin. Eine ekelhafte Sauche wurde allmählich abgewaschen; aber schon ermüdete der gute Glaube an das Kunstwerk unter ihr, schon schmerzten dem Waschenden Knie und Kopf, und noch zeigte sich an den Probirstellen, den Ecken, nichts von malerischer Form. Aber halt! Endlich eine Spur von Wirkung, gleichsam ein Vogel guter Botschaft, der „Land, Land“ zu singen schien, war der harzige Firnisgeruch, den das Probirfeld auszuströmen begann. Der Museumsvorstand schöpfte neue Hoffnung, nahm inner hochgradigem Spiritus zum Waschen, und — eines Abends jubelte der platt auf dem Boden liegende Besorger dieses Geschäfts glücklich auf: durch den braungrünen Schleim, den sein Schwamm von der Leinwand löste, schimmerte etwas, wie nachgedunkeltes Kremsferweiß! Es war dunkel geworden, die Arbeit mußte eingestellt werden. Die Nacht war eine höchst unruhige für den ungeduldigen Museumsvorstand: die glänzendsten Gemälde umgaukelten ihn, herrliche Schönheit strahlte von dem schwarzen Bachstuch nieder, himmlische Gestalten traten leuchtend aus dem schmierigen Dunkel; der frühe Morgen sah ihn wieder platt auf dem Boden des Museumsaales liegen und mit aufgeträmpelten Hemdärmeln und halbzerwaschenem Schwamm auf der klebrigen Leinwand herumfuhrwerken.

Er wusch, er wusch und noch einmal jubelte er auf, das Weiß da unten hatte Gestalt gewonnen, und zum dritten Male jubelte er beinahe — doch schloß ihm Erstaunen die Kehle — die Gestalt bekam Augen, Ohren, eine Schnauze: ein Meererschweinchen war es, was er aus der schwarz gewordenen

Verbindung von Schmutz und Firniß herausgewaschen hatte, ein leibhaftiges Meerſchweinchen!

Schwein haben iſt gut, ſagte ein damaliger Wigbold Revals, als er von der Geſchichte hörte, aber mehr Schwein — — Die Hauptfrage war entſchieden: unter der dunkeln Schicht war ein Gemälde vorhanden. Unmöglich konnte dieſes Pompeji von ungeübter Hand weiter aufgedeckt werden und — wahrhaftig — es gab in Reval auch hierfür einen Fachmann, einen berufsmäßigen Bilderreſtaurirer.

Vor vielen Jahren hatte ein Baron Stackelberg zur Reinigung der Gemälde in Fäbna einen geſchickten Reſtaurirer aus der Dresdener Galerie herüberkommen laſſen. Der Mann hatte, nachdem er in Fäbna ſich bewährt, auf andern Gütern Beſchäftigung gefunden, ſein Leben leidlich durch Arbeit geſtriſet, ein würdiges Alter erreicht, aber nie ſoviel zugebracht, daß er in ſeine Heimath hätte zurückkehren können. Jetzt lebte er einſame, bittere, hygrige Greiſenjahre, aber immer noch begeistert für die Kunſt, als deren Jünger er ſich noch betrachtete, wenn er auch nur in der Jugend etwas hatte malen, nur einmal eine Kunſtwandlung von Galerie zu Galerie hatte machen können. Der alte Beckauer ſah ſtolz auf die Waſſe hinab, die nur ums liebe Brod und um Genuß jagte, aber als er gehört, daß ein Muſeum mit beſonderer Rückſicht auf die Kunſt entſtehen ſollte, da hatte auch er ſeine Dienſte angeboten. Zu der mühsamen und körperlich ſchweren Arbeit, welche jene Reinigung ins Ungewiſſe forderte, war der Greiſ nicht geeignet erſchienen. Jetzt bedurfte man ſeiner allzuſehr und rief ihn herbei.

Er begann ſeine Arbeit ſyſtematiſch, mit beſonderen Reinigungsmitteln, und aus dem Schmutze löſte ſich ein Stück Himmel, löſte ſich ein Pavian, dann ein Pferdekopf, ein Marmorbild des Apoll, ein Jüngling mit der Geige — eine Fülle

von Thieren aller Art, bis es klar war: hier hatte ein geschickter Künstler den Mythos von der auch die wilde Creatur bezwingenden Macht der Musik dargestellt: Orpheus unter den Thieren. Daß hier keine Copie, sondern ein Original vorlag, war nicht nur dem schärferen Auge des Kenners deutlich, sondern wurde auch durch die erste allzugründliche Untersuchung bewiesen: der scharfe Spiritus hatte stellenweise die Farbenschicht selbst angegriffen und als die sich löste, zeigte sich unter ihr eine andere, der Maler hatte zuerst anders untermalt und nachher z. B. einen Baum mit blauem Himmel und weißen Wolken zugebedt, was ein Copist wohl kaum zu thun Muth oder Veranlassung gehabt hätte. Der Künstler ist unstreitig Jacopo da Ponte, genannt von seiner Vaterstadt il Bassano († 1591). Seine Thierstücke, zu mythischen oder alttestamentlichen Darstellungen gruppirt, sind so charakteristisch, daß auch eine bescheidene Kunstkennerchaft in dieser Diagnose kaum irren wird.

Natürlich interessirte die Vorgeschichte dieses werthvollen Bildes. Der Darbringer meldete sich zwar nicht, doch wurde später ermittelt, daß dieser schwarze Paßel unter Gegenständen sich befunden hatte, welche aus einem brennenden Gutsgebäude in Eßland gerettet worden waren. Daher der Ruß und manche Beschädigung der Leinwand; das in den dreißiger Jahren abgebrannte Gut hatte einem Manne gehört, der lange in Petersburg gelebt hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die drei Bilder, die keinen Galeriestempel haben, auf dem Trödelmarkt in Petersburg gekauft worden sind: der ehrwürdige Pastor Taubenheim an der St. Petri-Kirche hatte vor vielen Jahren dort allmählich eine ganze Galerie zusammengekauft, unter minderwerthigen auch einige recht schöne. Auch Geh.-Rath K., ein feiner Kunstkenner, hat es nicht verschmäht, die langen Reihen der Antiquare im Schtschukin Dvor abzuwandeln, und hat manches schöne Stück sich gerettet.

Der alte Beckauer, den die Arbeiten im Museum wieder mit künstlerischer Freude erfüllten, dankt denselben einen minder schweren Lebensabend, als er sonst dem alten, einsamen Manne zu Theil geworden wäre. Die directen Einnahmen aus den Museumsaufträgen konnten ihn natürlich nicht ernähren, aber manche andere Arbeit fand sich noch; eine edle Dame hörte von dem ganz alleinstehenden Greise, der sich Ehrenhaftigkeit und Idealismus durch alle schweren Anfechtungen der Entbehrung und Noth bis in sein hohes Alter bewahrt hatte, und setzte — ohne darum angegangen worden zu sein — dem Alten ein Monatsgeld aus; eine kleine Ausstellung wurde zu seinen Gunsten veranstaltet, und so konnte der hohe Siebziger ohne die Verbitterung des Vergessenen seinem Ende entgegensehen. Es hat ihn etwa 8 Jahr nach der Entdeckung des Meerschweinchens erreicht.

Zu diesen künstlerischen Acquisitionen gesellten sich andere, Darbringungen und Darleihungen von Kupferstichen und Reproductionen, auch einige Bilder einheimischer Künstler. Auch Ankäufe fanden statt: es war eben mit der Verwandlung der Sammlung der literarischen Gesellschaft in ein Provinzialmuseum als besondere Aufgabe die Pflege des Kunstsinns in den Vordergrund getreten. Es ist schon erwähnt, daß auf eine solche schon bei Gründung der Gesellschaft Bedacht genommen war; noch ehe die officielle Stiftungsfeier begangen wurde, war im Kreise der Stifter ein Vortrag über Moriz Rebsch's Illustrationen gehalten worden, Neus hatte schon in der ersten öffentlichen Versammlung (1842) über das Verhältniß des modernen zum antiken Basrelief gesprochen, Hausmann bald darauf über die sittliche Würde der Kunst, Riesemann später über Richard Wagner und die Sängerin Mara, Wiedemann aber über eine ganze Reihe von musikalischen Themen; endlich hatte die Gesellschaft auch schon den Beschluß gefaßt, das zur

Schillerfeier gestiftete Stipendium einem Jünger der Malerei zu seiner Ausbildung zuzuwenden. So trat denn nicht eine neue Pflicht in den Wirkungskreis der Gesellschaft, als sie zur Hüterin malerischer Schätze wurde, wohl aber verfügte sie bald über ein reicheres Material zur Erfüllung dieser Pflicht. Es fand auf Veranlassung der Gesellschaft zum ersten Mal ein ganzer Lehrkursus der Kunstgeschichte mit Ausstellung und Erläuterung von Kupferstichen und Photographien statt, es wurde sogar im Museum eine Art freier Zeichenakademie eingerichtet, an welcher die damals in Reval lebenden Maler als Mitzeichner und Correctore und etwa 15—20 junge Damen und zwei Schüler sich betheiligten. Diese Uebungen wurden drei Jahre lang fortgesetzt; einer der Schüler, später der Stipendiat der Gesellschaft, ist ein berühmter Maler geworden, der andre ein bekannter Kunstgeschichtsprofessor. Ruht vielleicht diese Thätigkeit jetzt, so wartet in den Schiebladen und Wappen des Museums eine Zahl von künstlerischen Reproductionen nur der fleißigeren Benutzung, um wieder lebhaftere Anregung zu künstlerischem Schaffen zu bieten.

Wird aber die Frage gestellt, ob hiemit die Aufgabe des Museums nach dieser Seite hin erfüllt ist, so drängt sich der Gedanke auf, daß gerade die literarische Gesellschaft und speciell ihre Section für Literatur und Kunst dieser letzteren im allerweitesten Sinn außerordentliche Dienste leisten kann.

IV.

Die Geschichte jener drei herrenlosen Bilder, welche eine Kette von Zufälligkeiten von dem Untergang gerettet hat, die ebenso zufällige Entdeckung anderer Kunstwerke in Ehstland, endlich die erwähnten Erfolge in der Erziehung zur Kunst — das Alles dürfte sich mit einer wissenschaftlichen Forderung unserer Zeit vereinigen, um die literarische Gesellschaft an die Spitze eines neuen Unternehmens treten zu lassen, an die Inventarisirung der in Ehstland zerstreut vorhandenen Kunstwerke.

Es wissen's vielleicht Wenige, daß es auch in Ehstland außer den Galerien von Fäyna und Fall noch werthvolle Bildersammlungen in Originalen und in Copien giebt. An vereinzelt wichtigen Bildern im Privatbesitz ist zweifellos kein Mangel. Von unserer allgemein geachteten und in ihrem Streben und Leisten vollauf anerkannten literarischen Gesellschaft dürfte eine öffentliche Bitte wohl berücksichtigt werden, welche dahin geht, die Besitzer irgendwelcher für das Studium der Kunst und der Kunstgeschichte nützlicher Werke, namentlich auch solcher Werke, welche die Pflege der Kunst in Ehstland selbst zu beleuchten geeignet sind, möchten ein Verzeichniß oder eine Angabe ihres Besitzes der Gesellschaft zuschicken. Es wäre ihnen damit keineswegs die Verpflichtung auferlegt, ihre Bilder u. s. w. allgemein zugänglich zu machen. Sie würden, wie es

jetzt schon geschieht, das unbeschränkte Recht üben, Fremden ihr Haus verschlossen zu halten, aber nach ihrem Belieben es wohl-empfohlenen Kunstfreunden oder Kunststudirenden oder Kunstgelehrten zeitweilig zu öffnen. Es handelt sich nur darum, daß der Suchende finde, was er sucht, d. h. daß ein Kunstforscher oder Künstler wisse, was er hier im Lande für seine Zwecke verwerthen kann.

Würde die Mühe der Absicht entsprechen? Sollen wirklich soviel Leute in Bewegung gesetzt werden, ihr Haus durchstöbern, ihren Besitz prüfen und endlich in Listen niederschreiben, was doch kaum je von Andern, als Kirchspielsgenossen gesehen würde, die ohnehin diese Bilder und diese Kupferwerke schon kennen und gar nicht mehr beachten? Sind die Galerien von Sengbusch in Riga und Schwitten in Kurland deshalb häufiger besucht und zu größerer kunstgeschichtlicher Kenntniß gelangt, daß ihre Besitzer die Verzeichnisse ihrer Bilder schon lange dem Rigaschen Kunstverein übergeben haben? Wozu denn überhaupt seine eigensten und intimsten Besizthümer — denn das sind die ererbten Bilder zumeist — publik machen, wozu sich der Gefahr aussetzen, daß ein hochgeschätztes Familienstück fremden Blicken zugänglich werde, die dessen Affectionswerth nicht erkennen und den Nimbus künstlerischen Werthes nicht wahrnehmen wollen? Vor Allem aber, was hätte das auch beim besten Entgegenkommen für einen Nutzen?

Gewiß ist das „Stammbuch der ehstländischen Ostfriesen- und Holländerzucht“ von viel größerem practischen Nutzen, gewiß hat es viel mehr Interessenten, und seine Erfolge lassen sich an der Abonnentenzahl, wie an der Zahl der veredelten Thiere leicht nachweisen. Die bescheidenen Angaben, die Kunstgegenstände betreffen und nicht in Jahrgängen veröffentlicht, sondern — von Zeit zu Zeit freiwillig ergänzt im Museum deponirt werden sollen, würden freilich nur sehr selten zu prac-

tischer Belehrung herangezogen werden und unmittelbar nur Wenigen dienen. Wie viele sind es denn in unserer Heimath, die der rein ästhetischen Beschäftigung Zeit, Mühe, Geld opfern, wie wenige gar, welche aus kunstgeschichtlichem Interesse jene Angaben suchen und nutzen würden?

Das ist ja gerade der Hauptgrund zum Vorschlage dieser mittelbaren Förderung des Kunstsinns und der Kunstkenntniß: weil es so Wenige sind, die ein lebhaftes Verlangen nach Kunstgenuß empfinden, soll dessen Werth recht eindringlich, seine Ermöglichung recht leicht gemacht werden. Kunstgenuß ist nicht eine Neckerei, die nach reichem, sättigendem Mahle den Gästen zum Naschen, zum Zeitvertreib, zu kleinen Spielereien des Wiges und zu Neckereien vorgefetzt wird. Kunst genießen heißt seinen Sinn den Menschensprachen öffnen, welche in Formen und Tönen das zu sagen und zu verkünden im Stande sind, was Worte nicht sagen können, jenen Sprachen, welche Gefühle ausdrücken, die in tieferem Grunde der Seele leben, als Worte ihn je erreichen, Worte je sagen können. Vieles, sehr Vieles hat ein Menschenherz dem mitverstehenden Menschenherzen zu sagen, was nicht als Wort über die Lippen noch als Schrift durch die Feder gehen kann: für diese tiefen, bis zum Heiligsten reichenden, bis zum Höchsten sich erhebenden Empfindungen sind die Künste die alleinigen Vermittelungen von Herz zu Herzen. Sie offenbaren der in sich gesammelten und stille laufschenden Seele, was in einer andern nach Ausdruck und Verständniß ringenden Menschenseele lebt, ahnt, fürchtet, sehnt, sie offenbaren auch der Seele selbst, was in ihr sich zum Leben, Lieben, Verehren und Anbeten regt. Diese Sprachen der doppelten Offenbarung sind es, in denen das höchste Gefühl irdischer Bestimmung, die einigende Menschheitsliebe, sich seines Glückes und seiner Schmerzen bewußt wird und dem innersten Drange folgt, sich andern Seelen kund zu thun und sie ganz zu ergreifen.

Aber die Künste reden nicht immer im hohen Pathos: sie haben auch kleine Dinge zu erzählen, gleichsam Anekdoten, kurze Lichtblicke, Verweisungen an die Erinnerung. Man blättere nur in Ludwig Richters Illustrationen, in Schnorrs Bibelzeichnungen, in Harburgers unbarmherzigen Verhöhnungen jeder Progen-species — wer vermöchte das Alles, was diese bescheidenen Striche uns geben, in gleich wirkungsvolle Worte zu kleiden, oder man suche niederzuschreiben, was Mendelssohn und Chopin uns ohne Worte gesungen. Durch all diese Werke der leichter geschürzten Künste weht derselbe Klang, wie aus der Sizilianischen Decke und der Fuge von Bach, und die Frage tönt: verstehst du diese Sprachen? verstehst du in ihnen das Große und Kleine, den Schmerz und die Lust, die Erhebung und den Spott? Das sind die Sprachen des ganzen Erdenrunds, die Sprachen aller Menschenkinder, die in ihnen sich als Brüder erkennen, als Kinder einer Muttererde, die kein Unverständniß trennt.

Dies ist die Sprache der Künste, und arm ist, der sich nach ihren Klängen nicht sehnt, der ihr Verständniß nicht als eine der höchsten Gaben des Menschenwesens erkennt. Und dieser Armuth zu entgehn, ist kein Mittel zu klein, zu mühsam, zu aussichtslos. Wer sichs zur Aufgabe gestellt, dieser Sprache und Macht der Künste zu dienen, darf sich nur jedes neuen Mittels freuen, das ihm zur Uebung dieses Zweckes von wahrhafter Menschenwürde dargeboten wird. Unser Museum wird vielleicht auch das vorgeschlagene Mittel zu diesem Zweck nicht verschmähen.

Wie nützlich eine Inventarisirung der Kunstobjecte in Eßland für die Kunstwissenschaft sein müßte, braucht wohl nicht weiter betont zu werden. Unsere jüngeren Kunstgelehrten hätten Erleichterung für ihre Arbeiten gehabt, deren Fortsetzung wir mit Spannung erwarten.

V.

Noch eine andre Anregung sei hier gegeben. Aus ganz kleinen Anfängen naturwissenschaftlicher Sammlungen ist eine bedeutende Sammlung geworden. Die Herbarien eines der berühmtesten Gelehrten, die Mineralien eines langjährigen Sammlers, und eine reiche Zahl einheimischer und fremder Vögel bieten reichen Stoff für das Studium. Die in Ostland gefundenen Altmünzen, die Gräberfunde, die ethnologischen Gegenstände — das Alles ist bereits zu einem sehenswerthen und lehrreichen Ganzen geworden, das schon ernstern wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Unser berühmter Landsmann Karl Ernst von Baer, dem das Museum nicht bloß hochwerthvolle, ganze Sammlungen dankt, dessen Autorität auch diesen wie anderen von ihm geprüften Schätzen das glänzendste Zeugniß wissenschaftlichen Werthes giebt, Baer hat bei dem ersten Besuch, den er dem damals erst im Entstehen begriffenen Museum machte, diesem seine Richtung vorgeschrieben. Er sagte dem ihn empfangenden Vorstandsgliede, diese Sammlung müsse dahin trachten, die erste der Welt für die Petrefacten des silurischen Systems zu werden, so daß kein Specialist dieser Periode es verfäumen dürfe, diese Sammlung zu besuchen. Die vieljährige Arbeit des Academikers Friedrich v. Schmidt hat dieses Ziel erreicht. Gelehrte aus Deutschland, Schweden, England, Frankreich sind nach Neval gekommen, um an den

hier vorhandenen Objecten ihre Studien zu machen, und als Schmidt selbst die Gelehrten vom vorigjährigen Naturforschercongress in Petersburg nach Estland führte, war die Anerkennung des estländischen Provinzialmuseums seitens dieser Vertreter der Wissenschaft außerordentlich lebhaft.

Konnte das auf wissenschaftlichem Gebiet erreicht werden, so darf auch auf den Gemeinfinn und auf die Opferlust Einzelner zu Gunsten des künstlerischen Gebiets gerechnet werden. Und das in erster Reihe zu Gunsten unserer heimischen Kunstproduction und unserer heimischen Künstler.

Es sind jetzt 35 Jahre her, daß öffentlich auf die große Zahl der in Estland geborenen Künstler hingewiesen und die Hoffnung daran geknüpft wurde, daß wir nicht bloß von diesen — aus der Heimath fortgezogenen Söhnen Estlands nur hören, sondern auch viel von ihnen sehen und im Museum selbst Werke von ihnen aufbewahren und besitzen könnten. Die Zahl solcher landsmännischer Künstler hat in der Periode dieses einen Menschenalters sich erfreulich gemehrt, von Zeit zu Zeit haben größere oder kleinere Ausstellungen uns Werke von ihnen gezeigt — aber im Museum ist verhältnißmäßig wenig davon zurückgeblieben. Von mehreren Künstlern sind schöne Darbringungen ihrer Werke erfolgt, von einigen Vervielfältigungen solcher. Nicht jedem Maler oder Bildhauer läßt sich ein schwerwiegendes Opfer zumuthen, — allen aber wohl, daß sie der Treue zu ihrer Heimath und dem Verlangen, in dem Gedächtniß derselben fortzuleben, dadurch Ausdruck geben, daß sie Vervielfältigungen oder Nachbildungen ihrer Werke der heimathlichen Sammelstelle, also der Heimath selbst übergeben. Wir lesen von dem Ruhm, den unsre Landsleute im Ausland ernten, wir freuen uns der Bedeutung, die ihnen in großen Kreisen beigelegt wird, wir reproduciren mit Stolz die Mittheilung ausländischer Blätter, dieser oder jener

Maler oder Bildhauer aus Schwiland habe in Berlin oder München oder Düsseldorf bedeutende Aufträge erhalten, Auszeichnungen erworben, vielleicht den Orden pour le mérite errungen — und wir müssen stutzend bekennen: zeigen können wir den Heimathgenossen von den Werken dieser Anerkannten und Gefeierten in der Fremde — keines, Hüter solcher Zeugnisse der Lebens- und Geisteskraft des Landes und seiner Söhne sind wir nicht. „Auf große Gemälde unserer Künstler dürft ihr natürlich nicht rechnen“, sagen wir unseren Gästen. „„Natürlich““, sagen die, „„aber Photographien nach ihren Werken werdet ihr doch wohl haben, — wo sollte man den Künstler denn kennen lernen, wenn nicht in seiner Heimath! Photographieen mühtet ihr haben vom ersten bis zum jüngsten Werke seiner Hand, für jeden Künstler eine eigene Mappe, oder ein eigenes Postament und für jeden eine eigene Rubrik: Zur Geschichte des Malers A., zur Geschichte des Bildhauers B., zur Geschichte des Architekten C., Recensionen und Kritiken der Werke von A., B., C., mit obligatorischen Porträts derselben: das wäre ein neues kräftiges Band zwischen Dem in der Ferne und Denen zu Hause, zwischen dem Schaffenden und den Genießenden, zwischen Demjenigen, der gesehen werden will, und Demjenigen, die sehen wollen, kurz zwischen Denen, die sich zu schätzen und zu lieben berufen sind.““

Ohne besondere Aufforderung wird bei der jetzt so bescheidenen Zurückhaltung des Museums manchem Künstler die Darbringung solcher Gaben gar nicht einfallen. Beschließe der Vorstand nur, der Kunst die gleiche Aufmerksamkeit zu erweisen, wie der Wissenschaft, und die Mappen werden sich füllen und mehren, der Fremde wird bald erstaunt sein von der großen Zahl von Bildern, die aus den Ateliers von Schwiländern hervorgegangen sind, und das Land wird keinen Anlaß mehr haben zur Klage: seit „Er“ fortgezogen, hören wir nur von

ihm, Andre haben die Freude an ihm, wir nur den Verlust. „Er“ aber wird nicht mehr fragen: denkt man auch meiner zuweilen noch bei der Süsternpforte und in der Langstraße, was sagt man denn in Reval zu meinen ehstländischen Landschaften oder zu meinen ehstländischen Bauern oder zu meinen ehstländischen Pferdebildern? Es klingt doch gar so traurig und beleidigend für einen berühmten Mann: man sagt dazu gar nichts, man hört nur davon.

Und was würde nun die unausbleibliche Folge einer solchen Erweiterung des Museums sein? was würde die Kunst für Ansprüche machen, wenn Bilder oder Mappen, Gipsabgüsse oder Modelle hier sich sammelten? Wie schien der große Saal so weit und leer, als nur die alten Schränke, einige Vitrinen und ein Katheder in ihm standen und auf der weißen Diele die Reinigung der ersten Bilder vorgenommen wurde! Wo aber sind jetzt noch Wände frei zum Aufhängen etwaiger freundlich patriotischer Geschenke? Gibt es Tische zum Auslegen und Beschauen der Mappen, giebt es Raum zu stillen, eingehendem Beschauen von Photographien, Kupferstichen, Radirungen, Handzeichnungen u. s. w. Denn wer nicht blättern, sondern wirklichen Kunstgenuß haben und Kunst lernen will, der will nicht herumstehn oder wandern. Auch diese Abtheilung des Museums würde zu einer abermaligen Raumveränderung drängen: aus dem Miethlocal in ein eigenes!

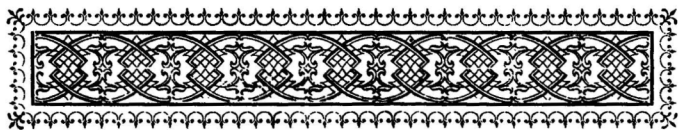
Legen die stets wachsenden Sammlungen der literarischen Gesellschaft nicht schon die Gefahr der Ueberlastung des Hauses nahe? Werden die langgestreckten Balken über dem Saal St. Canuti nicht einmal dem Gewicht weichen, das den höhern Stock mit so werthvollen und schweren Gegenständen, wie der Bibliothek, den Ausstellungsschränken, den großen Gipsen und vor Allem den Versteinerungen belastet? droht in dem erwünschten Reichthum nicht die Gefahr einer totalen Zer-

störung des Besizes durch Einsturz? Wie diese Frage bisher auch beantwortet werden konnte, sie wird von Jahr zu Jahr drängender und wird das auch in dem Fall, daß das Museum sagte: nun habe ich keine Kraft mehr zu tragen, ich erkläre mich für complet, ich nehme nichts mehr auf noch an. Das hieße: mit mir ist's aus noch vor dem Einsturz, ich existire nicht mehr für das allgemeine Interesse, denn dieses verlangt von mir ein Wachsen, ein Leben mit der Zeit, mit der Wissenschaft, mit der Kunst. Die alte Klosterenge mit den drei geschlossenen Schränken beginnt mit dem Zusatz mehrerer Vitri- nen und mehrerer Schränke aufs Neue. Und schlimmer als jene alte Noth: Die seither anvertrauten und angesammelten Schätze blieben in der wachsenden Gefahr und gehen einmal sicher zu Grunde zur Schmach des Landes und der Stadt, die sie mit der Pflicht des Erhaltens annahm und dem Verderben preisgab. Ein Ehrland der neuen Generation sollte das Werk der alten nicht hüten können?

Man sagt, in Reval speciell gebe es heute mehr reiche Leute, als vor 40 Jahren. Gibt es nicht auch solche darunter, die — lebendig oder todt — dem schönen Beispiel Ferdinand Jordans folgen wollten? Das Museums- haus, zu dem sein Vermächtniß 1881 den Grund legte, ist jetzt noch nicht vergessen — dafür zeugt das dankenswerthe und erfolgreiche Unternehmen Revalscher Damen, ihm durch einen Bazar Förderung zu schaffen — aber mit seiner Ausführung drängt es immer mehr von Jahr zu Jahr, nicht blos um der Sicherheit seiner Besizthümer, sondern besonders um des Lebens willen, das auch bei einem solchen Institut in der steten Wechselbeziehung von Nehmen und Geben, von Genießen und Schaffen, von Wachsen und Lehren, das heißt also in unaus- gesezten Werden besteht.

Nothjahre.





I.

Vor etwa 40 Jahren tauchte in Reval der Gedanke auf, eine Zeitung zu gründen. Das erschien damals vom geschäftlichen Standpuncte höchst aussichtslos, vom politischen unnütz, vom communalen gefährlich. Man ahnte so etwas, als könne der richtige Redacteur den archimedischen Punct finden, von dem aus er die ganze gute, gemüthliche Welt Revals aus den Angeln heben könne. Man hatte ja schon das Wochenblatt, man hatte das Inland, und es gab vorgeschrittene Leute, welche auf die „St. Petersburger Zeitung“ abonniert waren. Aber der moderne Geist klopfte immer vernehmlicher an die verschlossenen Thore der guten Stadt und konnte nicht ausgesperrt bleiben. Seine Gewappneten waren plötzlich in der Stadt selbst und die Bürger vom alten Schlag konnten furchtergriffen mit dem Priester Panthus rufen: Fuimus Troes!

Sie haben Recht behalten: das alte Troja fiel, fiel zwar nicht in Mord und Brand, doch langsam und unaufhaltsam. Es steht noch mancher Rest und liegt mancher Schutt, den die Mannen nicht forträumen konnten, welche Pallas Athene in die fest ummauerte Stadt geschickt. Merkwürdig, daß aus diesen Männern, die der alte Troer für Zerstörer seiner ehr-

würdigen Vaterstadt hielt, die beiden ersten freigewählten Führer der neueren Stadt, die beiden ersten Stadthäupter derselben, hervorgingen.

Greiffenhagen und Rieseemann waren die Gründer der ersten Tageszeitung in Reval und so zugleich die Begründer einer neuen Periode in der Entwicklung der Stadt. Es war das kein finanzielles Unternehmen, bot keine pecuniäre Aussichten für die Zukunft, verlieh den Gründern auch nicht gesellschaftliche Auszeichnung noch Anerkennung. Auch war die Zeitung nicht Brandfackel, noch Schlachtschwert, nicht im Zorn noch in Zerstörungslust gegründet. Sie hatte sich das Programm der Reformen, also des Kampfes gegen Altverrottetes gesetzt, aber zu diesem Kampf lebensgefährliche, giftige, tödtliche Waffen nicht gewählt. Die Männer an der Spitze mochten damals bei den Anhängern des bequemen Alten und der schützenden Decke des Amtes und der Familie als Revolutionäre verschrien werden: sie waren aber beide von Natur höchst conservativ angelegt und standen sanguinischen Plänen gleich fern. Sie waren nur relativ liberal. Aber sie besaßen nicht nur den Drang, sondern auch die Befähigung zur Initiative, und die Zeitung, die sie gründeten, war in den ersten Jahren durchaus ein Organ der Initiative.

Es soll hier nicht Kritik geübt werden an der alten Verwaltung Revals: schon der Name Fr. G. von Bunge, der fast 20 Jahre in ihr wirkte und sie zum Theil leitete, weist jeden Mangel an Würdigung derselben ab. Doch der Theil der communalen Arbeit, welcher nicht auf den gelehrten Rathsherren und dem vornehmen Bürgermeister lastete, zog friedlich und schwerfällig in alten Geleise dahin und wies neue Auffassungen und junge Kräfte entschieden ab. Das System der Selbstergänzung des Verwaltungskörpers mußte consequenter Weise zu jener Art von Gemüthlichkeit führen,

welche in absteigender Linie den bequemsten Kollegen wählt. Es führt das nicht zur Versumpfung, es ist bereits der Sumpf.

Ist eine Stadtgemeinde verfassungsmäßig dieser Entwicklung verschrieben, so ist ihre Rettung nur noch im Aufwärtsringen frischer Kräfte zu gewinnen, welche das von Andern Versäumte aus freien Stücken nachzuholen sich bestreben. Jene Selbstergänzungsverfassung sündigt am tiefsten an dem communalen Sinn der Einzelnen: wer bei jeder Neuwahl auf dem Rathhaus das Rekrutenmaß um einige Zoll oder Linien hinabschrauben sieht, der wendet sich entweder zur Nichtachtung underspottung der Stadtväter, oder er hat die seltene Kraft, selber in die Bresche zu springen. Letztere Aufgabe hatte sich die Zeitung gesetzt. Sie wollte den communalen Sinn der Bürger aufrufen, um vernachlässigte communale Arbeiten nachzuholen, sie war das Organ für die freiwilligen, nach nützlichen Werken strebenden, jüngeren Kräfte.

Sehn wir uns die Männer näher an, welche das junge Unternehmen mit aufrichtiger Freude begrüßten und nach ihren Kräften unterstützten, so erkennen wir wiederum thätige „Klosterbrüder“ in ihnen, ruhige und patriotische Arbeiter in diesem geistigen Centrum Revals und Estlands. Auf die moralische Unterstützung der literarischen Gesellschaft zählte die Zeitung mit vollem Recht, auf die materielle, namentlich durch journalistische Mitarbeiterschaft, nur wenig. Die Arbeiten und Aufgaben der literarischen Gesellschaft lagen in der Erforschung der Vergangenheit; über die Gegenwart Bericht zu erstatten oder an ihr Kritik zu üben, war ihr fremd. Und feuilletonistisch schreiben, das wäre im Kloster unmöglich gewesen, — wenn die Zeitung damals überhaupt ein Feuilleton gehabt hätte. Eine Sonnabendsbeilage sollte den lesenden Frauen Einiges bieten, fiel aber häufig genug etwas zu trocken aus, um das Interesse der Damen zu fesseln.

Dagegen waren die Anregungen zu communaler Thätigkeit, welche die Zeitung bot, von bester und raschtester Wirkung. Helft euch selbst! schien ihr Wahlspruch. Alles Gemeinnütziges wurde unterstützt, der Kleinmuth bekämpft, Wagnisse zu nützlichen Unternehmungen empfohlen, der Gemeingeist zu allen practischen Einrichtungen geweckt und ermuthigt.

Daneben hatte eine — jetzt fast vergessene Broschüre: „Der Ehlte und sein Herr“ eine ganz außerordentliche Bewegung der Geister hervorgerufen. Wahrheit und Irrthum, Erfahrung und Unkenntniß, allgemeine Humanität und Standeshafß hatten sich verbunden, um wirkliche und vermeintliche Schäden Ehltilands rücksichtslos aufzudecken. Natürlich empfand man in der Provinz zumeist das Gehässige in der Schrift: eine Polemik begann, die Jahrelang im baltischen Zeitungswesen einen breiten Raum einnahm, und auch die ursprünglich reformatorische Thätigkeit der in Reval erscheinenden Zeitung stören mußte. Doch wirkte die Schaffensfreudigkeit ihrer Begründer noch bei ihren Nachfolgern fort: was an Lust zu spontaner Arbeit am Gemeinwesen sich regte wurde von der Zeitung warm unterstützt. So wurden ohne eigentliche Opposition gegen das herrschende Régime einem neuen die Wege geöffnet. Mit warmer Unterstützung der Oeffentlichkeit kam die freiwillige Feuerwehr — wohl die erste im russischen Reich — zu Stande, dann der Leseverein, das Provinzialmuseum, und der Museumsverein, der Gewerbeverein, zahlreiche einmalige Veränderungen in der Stadt, die Anlagen bei der Schmiede- und Strandpforte u. s. w. Jahrelang wurde nach außen und nach innen hin gearbeitet, die Nothwendigkeit und die Nützlichkeit der projectirten baltischen Bahn zu beweisen — am erfreulichsten aber bewies sich der Einfluß, welchen die Zeitung durch ihre communale Mitarbeit sich erworben, in den schweren Bedrängnissen und Gefahren, welche in den Jahren 1867 und 68 über Ehltiland hereinbrachen.

Dem späten Frühjahr des erstgenannten Jahres war ein kalter, nasser und kurzer Sommer gefolgt. Wie man in den letzten Tagen des Mai noch hatte Schlittensfahrten unternehmen können, so hüllte man sich schon im October wieder in den Pelz. Was damals die Männer in Petenbergs Keller als ein factum memorabile und Curiosum begrüßt hatten, das war in einigen Monaten zu einer ernsten Gefahr für das ganze Land geworden. Die abnorme Witterung hatte besonders den Landmann schwer betroffen, und das Septemberconcert Steins war einer der letzten gesellschaftlichen und künstlerischen Genüsse, welche die Gesellschaft sich in diesem Winter erlauben durfte. Man empfand überall die beginnende Noth, wollte in der Stadt aber an ihren Umfang und ihren Ernst nicht gleich glauben.

Traf den Bauern der ungenügende Ausfall der Ernte schon sehr empfindlich, so war der Gutsbesitzer mit dem größern Apparat seines Betriebes noch übler dran. Freilich war er meist in der Lage, Schwankungen des Gewinns zu ertragen, größere Borräthe zu besitzen, über größern Credit zu verfügen. Dagegen lasteten unsomehr materielle und moralische Verpflichtungen auf seinem Besitz, je größer derselbe war, und zu der Noth der kleinen Leute ringsum gesellte sich die Verlegenheit der reicheren, wie jenen die erwartete Hülfe zu leisten sei. Ein allgemeines Rettungswort ins Leben zu rufen, lag selbstverständlich Denen ob, die es nicht um ihrer selbst willen zu thun hatten, sondern die Verpflichtung fühlten, für die minder Einflußreichen und die Hilfsbedürftigen zu sorgen. Von einem der größten Grundbesitzer in Ebstland ging daher auch der Ruf, um Hülfe aus.

Baron Bernhard von Uexküll-Reblas wandte sich in den ersten Tagen des Januar 1868 an den Redacteur der Zeitung mit mündlicher Schilderung der beginnenden Noth

und der drohenden Gefahren. Selbstverständlich stellte sich die Zeitung einem Unterstützungsunternehmen durchaus zur Verfügung. Der einflußreichste Mann in der Verwaltung der Stadt, Syndicus Oskar von Riesenmann war ebenso zur Mitwirkung bereit. Eine öffentliche Versammlung wurde berufen, ein Comité gebildet, welches auch sogleich die erforderliche Genehmigung des Gouverneurs erhielt, und ein Aufruf in der Zeitung erlassen. Noch in demselben Monat waren die von den Localbehörden und Landesbeamten erbetenen Berichte eingegangen, über die nothleidenden und ernstlich bedrohten Gebiete des Landes wurde ein Netz von Localvereinen gebreitet, die fortan in dauernde und so regelmäßige Verbindung mit dem Revaler Centralcomité traten, daß fast in jeder Versammlung des letztern von ihnen allen Berichte vorlagen. Die Arbeiten dieser Gesamtorganisation waren so lebhaft, daß bis zum August des Jahres, also in 7 Monaten nicht weniger als dreißig Berichte in der Revalischen Zeitung veröffentlicht werden mußten. Daß der damalige Redacteur zum Schriftführer des centralen „Nothstandscomités“ gewählt war, vereinfachte den Geschäftsgang wie den Erfolg desselben.

So trübe die Zeit war, so schmerzliche Eindrücke sie hinterlassen mußte, so steigt doch manches erfreuende und erhebende Bild aus diesen Klagen und Sorgen empor.

II.

Es war zuerst eine Zeit, in welcher nicht blos an die allgemeine Menschenliebe und die landsmannschaftliche Treue Forderungen gestellt, sondern in welcher auch Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit als selbstverständliche Pflichten aufgefaßt wurden. Eine ganze Provinz einmüthig an einem guten Werke schaffen, jeden persönlichen Hader, jeden Standesgroll, jede nationale Ueberhebung schwinden und die echte Menschenliebe als selbstverständlich sich erweisen und hinnehmen zu sehen — das ist kein Schauspiel, das Einem oft zu Theil wird, kein Genuß, an den nicht ein Stück eigener Entbehrung oder eigener Arbeit zu setzen sich lohnte. Von der Ungerechtigkeit, von der Lieblosigkeit, von der Gewaltthätigkeit des „Herrn“ gegen den „Ehsten“ hatten wir soeben gelesen; unablässig schwirrten Lockungen zur Auswanderung durch das Land; Reiseapostel predigten in den Krügen; sogenannte Landagenten, Speculanten auf den Hunger und die leichte Bethörung der nothleidenden Bauern trieben mit utopistischen Verheißungen ein einträgliches Gewerbe — aber die Hilfssthätigkeit ging unbeirrt und unverdrossen ihren Weg fort und nach anderthalb Jahren — in dem zweiten Nothjahr mußte das Revaler Nothstandscomité seine Thätigkeit über die ganze Provinz ausdehnen und den Hilfscomités ganz besondere Anstrengungen zuweisen -- nach anderthalb Jahren konnte sie ihren Rechenschaftsbericht mit der

Versicherung schließen, daß kein Mensch in Ostland Hungers gestorben sei, daß kein Hungertyphus sich gezeigt habe, daß kein Feld aus Mangel an Saat unbestellt liege. Zu weitaus größerem Theil war die Hülfe von auswärts, aus Petersburg, Riga, Finnland, aus den zerstreuten deutschen und lutherischen Colonien im Reichsinnern, nicht wenig auch von Berlin, Stuttgart, Hamburg und Basel gekommen, die Regierung hatte zur Beschaffung von Saat eine bedeutende Summe dargeliehen: das Nothstandscomité hatte an Thüren und Herzen geklopft, aus denen die reichen Gaben flossen, und diese nach dem Ermessen der umsichtigsten und erfahrensten Leute im Lande vertheilt. In den Localcomités, denen im zweiten Nothstandsjahr der schwerere Theil der Arbeit: die Vertheilung und Beschränkung der Unterstützung und die Verantwortung für deren richtigste Verwendung zugefallen war, saßen schon überall Bauern neben ihren Gutsherren und Pastoren, zum ersten Mal mit ihnen zu einer öffentlichen Arbeit verbunden.

Das Verbinden und Vereinen sonst sich fremdbleibender Elemente war eine von den natürlichen Nebenwirkungen der Nothstandsarbeit. Schon in der ersten Versammlung trafen sich Männer der verschiedensten Lebenskreise zu gleichem Interesse: im Centralcomité arbeiteten dann Männer zusammen, welche — in damaligem gesellschaftlichen Geiste — sich aus Vorurtheil und Dünkel sonst vermieden hatten. Sie lernten sich kennen und achten. Die praktischen Aufgaben bewirkten, daß der Gutsbesitzer die überlegene geschäftliche Klarheit des Kaufmannes erkannte, der Kaufmann die Sorge des Gutsherrn und die Bauerschaft würdigte. Der Studirte lernte von dem Handwerker, der die Noth der verschämten Armen reichlich kannte, und der Handwerker sah, daß auch der Advocat sich eigennützlich dem Wohl des Niedern widmete. Es war eben der rein menschliche, gute Zweck, der Alle vereinte und verband.

Die Thätigkeit für die Hungernden auf dem Lande lag — wie erwähnt — zuletzt fast ganz in den Händen der Localcomités, die nach Kirchspielen gebildet waren und in denen fast überall der Pastor den Vorsitz führte. An die Pastore hatten sich die Klagen zuerst gerichtet, und Pastore waren die besten Kenner von der wahren Hilfsbedürftigkeit ihrer Gemeindeglieder. Erschütternd klangen oft die Bitten, welche sie dem Centralcomité übermittelten, bisweilen ganz kindlich und naiv. So schreibt Einer, der gern selber gegeben hätte: „Bitte, bitte Hilfe! Viele Leute kommen alle Tage und wollen zu essen“ u. s. w. Recht eindringlich meldet — nicht dem Comité, sondern den „Peterburgskija Bedomosti“ ein Correspondent —, daß der Bauer in Ehstland nur noch Stroh zur Nahrung und keine Hilfe habe, was zu einer scharfen Replik des Comité's Anlaß giebt.

Centralstelle für die Verpflegung der Bedürftigen im Kirchspiel war — wie erwähnt, überall — das Pastorat.

Wer konnte bei uns nicht den idyllischen Reiz eines baltischen Pastorats? Schon in gewöhnlichen Zeiten war früher das Pfarrhaus immer der Ort, an den das einsame Waisenkind und die abgethane Botenfrau ihren Kummer trugen, wo der Gemeindealteste in endlosem Palaver dem Pastor seine Bedenken über das Flücken des Schulhausdachs brachte oder die alte Mai einen Brief von ihrem Soldatensohn entziffert haben wollte. Sie alle hatten Anliegen an den „Kirchenherrn“ oder an die „Kirchenfrau“, selten aber Betteleien. Die Aermsten erhielten dort ohne viel Gerede ihren Teller Suppe, die Tagediebe und Nichtsnuge gingen nicht hin. Die Wohlthätigkeit in dem einfachen Hause war eine stille, beschränkte, mehr Wohlthat am Gemüth als am Leibe. Und am Gemüth gab's immer etwas wohlzuthun: den Klagenden that es schon wohl, daß ihr Wehklagen mit Geduld und Freundlichkeit angehört wurde, und

mehr als ein Proceßfächtiger ging aus dem Pfarrhause mit den Worten: Mag es denn so bleiben, danke auch vielmals. Die Leute, die den Tod eines Angehörigen zu melden hatten, erfuhren hierbei zu ihrer Ueberraschung, wie alt derselbe sei, Andre erfragten, wie sie ihre Briefe an entfernte Kinder zu adressiren hätten. Verpflegung suchten gewöhnlich solche, die sich als berechnigte Hausgenossen fühlten, weil sie regelmäßig ein oder zweimal in der Woche kamen.

Diese Art häuslicher und gemüthlicher Wohlthätigkeit wirkte auf das Gemüth der ganzen Pastorenfamilie, die Glied für Glied sie in bestimmtem Sinn ausüben konnte. Das Geben im Geiste macht nicht blos selig, es macht auch besser. Ein großer Theil der Liebenswürdigkeit und der Herzensgüte derer, die aus Pastorenhäusern hervorgegangen sind, erklärt sich aus dieser Atmosphäre des Gutthuns, aus der frühen Uebung des Gutthuns im Geiste. Vielleicht hing die innere Harmonie, die sich beim Heranwachsen in solcher Liebeshätigkeit und in der Weise des Verkehrs, der sich dabei entwickelte, mit der Liebe und Pflege der weichsten aller Künste, der Musik, zusammen, die in jedem Pfarrhaus heimisch war. Es war sicher nicht Gottes Wort allein, was unter dem bescheidenen Dach eine stille, in sich glückliche Heiterkeit schuf. Hier herrschte offenbar die Liebe, und zwar die Liebe in allen Formen, von Vater- und Mutterliebe, Geschwisterliebe und steter Verliebtheit der erwachsenden Söhne bis zur weiten Liebe zum Volk und zur allgemeinen Menschenliebe, die unter andern Verhältnissen und andern Erziehungsbedingungen sonst erst in den Jahren der Reife des Gemüths und Kopfes zu erwachen pflegt.

Wer aus dem Getriebe einer Großstadt in die Stille eines ehländischen Pastorats gerieth, empfand in Lebensansichten und Lebensgewohnheiten überall den scharfen Gegensatz zwischen dort und hier, in keinem Punkte aber so scharf, wie in der

Nutzung der Zeit. In der Großstadt herrscht die Eile. Alle innern und äußern Mittel sind angestrengt, alle Nerven gespannt, alle Pulse beschleunigt. Das Geschäft, die Arbeit, das Vergnügen, selbst die Erholung geschieht in raschem Tempo, der Mensch spricht schnell und deutlich, um nichts wiederholen zu müssen, er geht rasch oder fährt, wenn er kann, und jagt, wenn er fährt. Der rechte Großstädter hat niemals Zeit, immer erwartet ihn ein Neues, immer rennt er dem Neuen entgegen. Er hat keine Zeit zur Ruhe, und keine größere Feindin als die Zeit.

Wie so anders im Pastorat. Hier hat man immer Zeit, hier kennt man die Eile nicht. Man ist geduldig, weil man nicht getrieben wird, und man treibt nicht, weil man keinem Neuen entgegenjagt. Hier geht die Tagesarbeit ihren ruhigen, gemessenen Schritt, hier ist die Mahlzeit ein langsamer, wenn auch noch so bescheidener Genuß, hier pflegt man nach ihr der Ruhe, hier kann man — was in der Großstadt nur Wenigen vergönnt ist — spazieren gehn, Spiele spielen, gemeinsame Lectüre treiben, Quartett singen, Liebhabereien obliegen — und gesammelten Gemüthes an der Sonntagspredigt feilen. Nur in einem Zimmer des Pastorats pflegt eine große Uhr zu stehn, ein Familienstück, das langsam tickt und langsam, sehr langsam schlägt. Wir haben Zeit, sagen die Krebse, wenn sie in großen rothen Bergen auf den Tisch gestellt werden, beeilt euch nicht mit dem Schälén. Wir haben Zeit, sagt der Rutscher, wenn er Ordre bekommen hat, anzuspinnen. Wir haben Zeit, sagt der Pastor, wenn das „Mädchen“ meldet, die Pferde seien „vor.“ Wir haben Zeit, sagen die Pferde, wenn sie im Staube der Landstraße die alte Pastorkalesche langsam dahinschleppen. Und „da kommen sie endlich,“ sagt die Baronin B., wenn die Pastorat'schen als die letzten Gäste ruhig in den Saal treten. Das allezeit „Zeit haben“ ist der fetteste Nährboden für das Wartenlassen.

Wie es jetzt damit stehe, mag dahingestellt bleiben. In der alten Zeit, von der hier geredet wird, war das Wartenlassen in Ebstland in allgemeinem Schwange. Natürlich zumeist auf dem Lande. Auch kleine und mittlere Städte zeigen die mehr oder minder ausgesprochene Neigung, Großstädte zu werden, in der wachsenden Ungeduld. Doch hinderte diese nicht, daß der Schneider, der Tischler, der Schornsteinfeger mit Vorliebe auf bestellte Arbeit oder auf persönliche Dienstleistung warten ließen, was natürlich den Hausbetrieb zur Deckung der Bedürfnisse beförderte. Auf dem Lande ließ man in aller Form und bei jedem Anlaß warten. Ein Herr, der seinen Kutscher zu einer bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort bestellt hatte und pünktlich erschien, war ein Pedant, eine belachte Person, ein Despot im Hause. Hatten Bauern ein persönliches Anliegen, ein persönliches Geschäft mit dem Gutsherrn, so kamen sie gewohnheitsmäßig früh und warteten geduldig in der Gefindestube bis sie vorgerufen wurden, warteten oft stundenlang, weil auch der humane Herr es als ein ganz selbstverständliches Herrenrecht ansah, über die Zeit der Untergebenen zu disponiren. Diese aber übten das ebenso selbstverständliche Recht des Untergebenen, ihre Angelegenheit nun auch mit dem nöthigen Ernste eines luxuriösen Zeitaufwandes vorzutragen. Nun war die Reihe, Geduld zu üben, an den Herrn gekommen. Und es läßt sich nicht läugnen, diese Probe wurde gewohnheitsmäßig nicht schlechter bestanden, als die der wartenden Bauern.

Vom Gutshof zum Pastorat: Das Wartenlassen war couleur locale. Diese Unart und barbarische Verschwendung der Zeit und Geduld des Andern wurde nicht — wie etwa von unbeschäftigten Bureauvorstehern oder Zahnärzten oder Damen, die sich zu schminken pflegen, aus höhern Gründen der Würde oder des Rufes oder der Eleganz — verübt, sondern in allgemeiner naiver Unterschätzung der Zeit und in vertrauens-

voller Rechnung auf Gegenseitigkeit. Dieser träge Pulsschlag des Lebens wurde durch die Thätigkeit im Nothstande plötzlich beschleunigt.

Das gab plötzlich eine practische Arbeit, die keinen Aufschub duldete, die zugleich ein — der liebevollen Gefinnung und dem Gemüthsdrange des Pastors entsprechendes Werk war. Denn nicht um Vertheilung von Geld und Lebensmitteln, sondern um Ertheilung von Arbeit und Arbeitsmaterial, also um Fructificirung der Zeit der Hülfsuchenden handelte es sich: das war der plötzliche Gegensatz zwischen dem alten Sichgehenlassen und der neuen Forderung rascher That.

III.

Die Ausdehnung der Hülfsthätigkeit im zweiten Nothjahr hatte es nothwendig gemacht, einige Principien der Hülfsleistung allen Zweigcomités besonders ans Herz zu legen. Zu diesen gehörte die Förderung des Hausfleißes und des Erwerbs durch solchen. Dies geschah durch Lieferung von Arbeitsmaterial für ländliche Industrieerzeugnisse und durch Vermittelung des Absatzes solcher Erzeugnisse. Beides forderte viel Umsicht, viel Energie und ununterbrochene Thätigkeit. Jetzt erhielt das Pastorat eine andre Physiognomie: von Zeit zu Zeit, je nach dringendem Bedürfniß, doch in der Regel sehr oft, versammelten sich beim Pastor Gutsherren und Bauern zum Comité und disponirten über die ergangenen Bitten und Hülfsgeelder. Dann kamen die hilfeschuchenden Männer, Frauen, Kinder. Nach ihrer Kraft und ihrer Befähigung wurden Materialien ausge-theilt, Buch drüber geführt, Quittung gegeben. Andre kamen und brachten angefertigte Waare, die empfangen, geprüft, geschätzt und expedirt werden mußte. Und dazu Berichte und Rechnungen. Alles jetzt in Eile, denn nun wußte man oben und unten, was Zeit werth ist. Dies ist ja der ideale Segen des Hausfleißes, daß er Müßiggang und Trägheit, also Zeitvergeudung bekämpft, das Bewußtsein des eigenen Könnens weckt und die Abhängigkeit des Landwirths von den unberechenbaren Wechselfällen der Natur mindert.

Es ward ferner den Pastoren besonders die Sorge um die Kinder empfohlen. Noth auf dem Lande offenbart sich in der Stadt im Zubrang der Bettler und namentlich bettelnder Kinder. Diesem Uebel und seinen Gefahren zu wehren war in Reval ein zeitweiliges Asyl für auswärtige Bettelkinder gebildet, auf dem Lande wurde die Verpflegung derselben mit den Schulen verbunden. In mehreren Kirchspielen mußten besondere Nothschulen errichtet werden. Auch hier fiel große und drängende Arbeit auf das Pastorat. Ebenso in der Frage, wie den Auswanderern zu helfen sei, welche von thörichten Menschen und thörichten Hoffnungen verleitet, ihr Glück vergeblich in der unbekanntem Fremde gesucht hatten und jetzt vollkommen mittellos, oft krank, belastet mit der Lächerlichkeit ihres Mißerfolges (der Echte ist Spötter, auch wo er Mitleid fühlt) in das verlorene Heim zurückkehrte. Auch hier war der Pastor der kundigste Berather und der Uebermittler unentbehrlicher Hilfe.

In die einstige stillvergnügte Idylle des Pfarrhauses hatten Nothschreie, hastende Thätigkeit und mancher Undank störende Mistöne hineingeschmettert. Es hatte eben unter der allgemeinen Calamität jeder Stand nicht bloß materielle Einbuße zu tragen, sondern auch an Altgewohntem und Liebgewordenem Opfer zu bringen. Allen aber hat der erfolgreiche Kampf gegen die Noth manchen Segen gebracht: eine Mehrung des Gefühls der Zusammengehörigkeit, eine Minderung des Mißtrauens und der Unterschätzung von Stand zu Stand, eine größere Anspannung der Kräfte, eine höhere Würdigung der Zeit, das Bewußtsein der dem Lande anezogenen Selbstordnung und Selbsthilfe.

Aber auch der Werth der Oeffentlichkeit hatte eine höhere Anerkennung gefunden. Daß ein Werk, wie jene Nothstandsthätigkeit, eines öffentlichen Organs nicht entbehren könne, war

freilich von vornherein unbestritten geblieben. Aber noch sahen die Elemente in der Herrschaft, welche in der Oeffentlichkeit zwar die Brauchbarkeit und Zweckdienlichkeit der Presse anerkannten, aber in der Macht derselben eine größere Gefahr für das Ganze, d. h. für ihre eigene überkommene Gewalt sahen.

Unmittelbar an die Nothjahre knüpfte sich für die Zeitung ein ernstler Kampf. Die schon erwähnte gelbe Broschüre, dann eine Reihe von Artikeln Wolbomars in Zeitungen oder in Broschürenform hatten ihre Anklagen gegen die Disceprovinzen, besonders gegen Ehsländ, trotz des im Flusse befindlichen Nothstandswerkes fortgesetzt. Eine Stimme aus Reval in einem Petersburger Blatte hatte sogar die Existenz eines Hilfscomités absolut in Abrede gestellt, obgleich gerade damals in Petersburg öffentliche und private Sammlungen für die Thätigkeit dieses Comités ein ganz überraschendes Zeugniß für das Vertrauen zu diesem ablegten.

Das Comité konnte sich damals auf seine in der Zeitung veröffentlichten sechzig Berichte und Protocolle (je dreißig in den Jahren 1868 und 1869) berufen. Aber ein Jahr später durfte ein Gelegenheits-scribent, der einige Wochen in Reval verlebt hatte, in derselben Zeitung eine Denunciation gegen die ehsländische Gouvernementsobrigkeit veröffentlichen, in welcher er diese der Unterschlagung von Geldern verdächtigte, die zur Linderung des Nothstandes hätten dienen sollen. Es war nur der Anfang einer Reihe von Gehässigkeiten: mit sehr ungleichen Waffen — etwa mit einem Regenschirm gegen ein Schlachtbeil — führte die baltische Presse die Vertheidigung ihrer Heimath, und lezt hin — am 11. Sept. 1897 — druckt die Moskauer Zeitung in einem Extrablatt mehrere Artikel ihres einstigen Redacteurs Rattow aus den Jahren 1867 und 1868 zu desselben Rattow Ehren ab, in welchen dieser Journalist seine Doctrinen von Staat, Nationalität und Kirche zur Polemik

gegen baltische Zeitungen zuspitzt. Als ob man in dreißig Jahren nichts lernen könnte!

Wie wunderbar klangen bisweilen die Entdeckungen, welche damals argwöhnisch gewordene Reisende aus Petersburg in Estland zu machen meinten und die sie schleunigst ihren Leibblättern zusandten. So jene Schauergeschichte von den ehstnischen Bauerhütten, aus Stroh und Reifig, die nicht Thür noch Fenster hätten, so niedrig wären, daß kein Mensch in ihnen stehen, und so kurz, daß keiner sich in ihnen ausstrecken könne. Aus solcher Behausung habe der Erzähler selbst die mageren, zitternden Füße einer alten Frau hervorragen sehn, und das in unmittelbarer Nähe der Stadt Reval, bei der Einfahrt zur Datsche eines reichen Deutschen. Er meinte die Schutzhütte der alten Pförtnerin auf dem Wege nach Kosch. Daß solche Schilderungen bei Leuten von Wirkung waren, welche ihre Kenntniß des Landes nur aus dem „Esten und sein Herr“ oder aus einigen auswärtigen Zeitungen schöpften, war erklärlich. Jene phantastischen Märchenerzähler fanden ihr Publicum, schürten Streit und störten nach Kräften jede aus sich selbst sich entwickelnde Lebensthätigkeit der Provinz: was ihnen fremd war und fremd geblieben, das war der Sinn für geschichtliches Werden, ein Sinn, der nicht bloß wissenschaftlich und theoretisch, sondern auch fortarbeitend und practisch ganz und gar zu der Eigenart der Ostseeprovinzen gehört und sie ganz durchdrungen hat.

Dieser historische Sinn ist nicht das Hasten an ererbten Verhältnissen und Formen, sondern das Bemühen, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und die Wege der Zukunft zu suchen. Der historische Sinn mag keine Experimente, die keinen Zusammenhang mit dem Bestehenden haben, aber er verträgt noch weniger das todtte Beharren im Bestehenden. Die Geschichte lehrt unablässige Veränderung als

Gesetz der Vergangenheit, und der rechte historische Sinn sucht die Anwendung dieser Lehre auf Gegenwart und Zukunft. Das Werden ist das Lebensgesetz der Menschheit und das Werden ist die Arbeit. Setzt man dem menschlichen Körper an die Stelle eines schadhaften oder fehlenden Gliedes auch den künstlichsten Apparat Hessigs an, es bleibt doch ein todter Apparat, ein hölzerner Fuß, eine eiserne Faust, eine silberne Hirnschale. Die körperliche Nothlage des Einzelnen macht solchen Nothbehelf unentbehrlich, eine menschliche Gesamtheit besitzt die Lebenskraft, wie der Krebs die Scheeren, so die ihr abgenommenen Organe sich neu wachsen zu lassen.

Historischer Sinn hat in den Räumen des alten Klosters den Mittelpunkt geschichtlicher und rechtsgeschichtlicher Forschungen geschaffen. Historischer Sinn hat mit ethnologischen, numismatischen, kunstgeschichtlichen und namentlich mit fossilen Sammlungen ein Provinzialmuseum gegründet, das hoffnungsvoll in die Zukunft schauen läßt. Historischer Sinn hat in den Jahren der Noth stets im Auge behalten, daß die Kraft, die Arbeitslust, die Erwerbsfähigkeit, die Sittlichkeit erhalten und fortentwickelt werde.

Derselbe Lebensdrang, der den Glauben an die Zukunft auch in schwerer Zeit muthig aufrecht hielt, schuf auch aus innerstem Bedürfnis die gemeinnützigen Vereine der sechziger Jahre und für Alle und alles werdende die locale Presse. Schon in den Nothjahren selbst wuchs ihr eine neue, wichtige Aufgabe heran: die große Frage des Verkehrs erwachte von Neuem und in ganz anderer Form, als zu den Zeiten der Völker- und Kirchenbewegungen.

Unter dem Zeichen des Verkehrs.





1.

„Gänzlich außer Verkehr mit allen den andern Menschen“ lag in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unsere liebe engere Heimath wie die glückliche Insel der Phäaken abseits von dem rasch anschwellenden Strome menschlicher Bewegung und Eile. In Reval war es das töchterreiche Patricierhaus, auf dem Lande das mit Kindern beiderlei Geschlechts reich gesegnete Pastorat, wo Gemüthlichkeit und Friede einer solchen von keinem rauhen Außenwinde berührten Familienexistenz den reinsten Typus dieses provinziellen Stilllebens darstellten. Der Krimkrieg brachte große Veränderungen: in zwei Sommern hatten Reval, die kleinen ehstländischen Städte, das flache Land selbst andre Physiognomien gezeigt als sonst. Aus der gefährdeten Stadt waren Frauen und Kinder geflüchtet und hatten auf dem Lande und in kleinen Städten ein Obdach gefunden. Dagegen waren Truppen verschiedenster Waffengattungen in Reval eingerückt, glänzende Uniformen, fremde Trachten, fremde Sprachen und fremde Gesichter überall, und als sie abzogen und die Familien zu ihren Penaten zurückkehrten, siehe, da war Vieles anders geworden in der Stadt Reval.

Zuerst die größeren Veränderungen: die Weiden- und Pappelalleen, welche die Glacis umsäumten und den guten

Revaler Bürger mit ihrem Schatten erquickt hatten, wenn diese ihre „drei oder vier Pforten“-Gänge gemacht, waren zum großen Theile niedergeschlagen, und die Keuperbahn, die Reval jetzt plötzlich als eine so schöne Vorstadt erkannte, war fast ganz rasirt. Aber noch schlimmer hatte das Kriegslager im Einzelnen dem Typus des Stadtlebens mitgespielt. Reval war reich gewesen an alten Thüren im gothischen und Renaissancestil, an schönen Schmiedeeisenarbeiten aus vergangener Zeit, an Schränken, Wanduhren, Schnitzereien und anderen Zeugnissen einer früheren Behäbigkeit. Unter den Officieren, welche der Krieg nach Reval führte, befanden sich Leute der großen Welt, Leute von künstlerischem Gefühl und künstlerischer Bildung, die mit Erstaunen die Schätze erkannten, welche im Halbdunkel der großen Fluren kaum beachtet dastanden. Neben der „Waschrolle“, die mit Bullersteinen beschwert war, sah man wohl dunkle, schön geschnitzte, mit reichem Beschlag oder mit feinen Intarsten versehene Eichenschränke, schwere stilvolle Geländer schmückten die breiten Treppen, phantastische Wasserspeier gossen von Dacheshöhe die Regenmassen auf die Schirme eiliger Bürger. Dann gab es noch manche alte Familiengläser, höchst unmodernes Hausgeschirr in Thon und Zinn, auf manchem First knarrte ein rostiger Wetterhahn oder eine Fahne mit uralter Jahreszahl. Das Alles fand unter den Fremden mehr Würdigung, als bei vielen der Besitzer, die vielleicht in dritter und vierter Hand diesen alten, oft hinfälligen Hausrath übernommen hatten. Kunstfreund und Sammler fein, wäre dasselbe, wenn nicht die Kunstliebe Geld brauchte, um sammeln zu können. Jene Petersburger Granden und Gardeofficiere hatten Geld und Kunstfinn oder — in Ermangelung dieses letzteren — die damals ganz moderne Eitelkeit der Alterthümelei. Das Palais des Grafen R. bei der Gardereiterkaserne in Petersburg wurde ein kleines Museum revalscher Alterthümer, und

manches Generalshaus Petersburgs bewahrt in Glasschränken veraltete Zinnteller oder silberne Portertassen.

Die Masse des nach auswärts verkauften veralteten Hausraths muß groß gewesen sein, da nach ihrem Fortschaffen die zurückgebliebenen jetzt auch an Ort und Stelle Würdigung fanden. Möbel im Stil des Empire conservirten sich schwächlich genug in den Höfchen der Reicherer: die holländisch-englische Mahagoniperiode, die früher in Reval, wie überhaupt in nördlichen Hafenstädten, reich vertreten war, ist bis auf die englischen Erbhüben aus den städtischen Häusern verschwunden und nur noch hin und wieder auf einer Poststation einer Nebenstraße zu finden. Und doch wußten diese alten Stücke, ehe sie auf Auktionen aus dem Ganzen gerissen wurden, zu dem sie gehörten, mancherlei von den Beziehungen Revals zu andern „An-See-Städten“ zu erzählen und manche stolze Familientradition zu wahren. Wer einmal über Revals Handel und Wandel im 17. und 18. Jahrhundert schreiben wollte, müßte bei dem alten Mobiliar und dem alten Geschirr manche Belehrung suchen, wie in jenen engen Klostergassen über einstige sociale und öconomische Verhältnisse des Adels von Wierland und Harrien.

Materielle und geistige Bewegung sind nicht unbedingt mit einander verbunden. Persönlichkeiten von starken Impulsen des Forschens und Lehrens und geistigen Schaffens treten auch in Zeiten auf, wo der Arbeits- und Unternehmungstrieb im praktischen Leben fast erloschen scheint. Umgekehrt scheint sich ein ander Mal alle Energie des Denkens und Wollens in dem Ringen nach Erwerb, alle geistige Bedeutung der Gesellschaft in einem weitreichenden Geschäftsblick und Geschäftsmuth zu äußern. In Reval war, wie erwähnt, das Decennium von 1860 auf 1870 geistig frisch, voll Initiative des Gemeindelebens und zu jeder geistigen Arbeit bereit. Aber von einem

Auffschwung des Handels und Verkehrs, von einer materiellen Blüthe konnte keine Rede sein. Es ging auf diesem Gebiete die Muthlosigkeit so weit, daß Anregungen, auch hier durch Selbsthülfe Besserung zu schaffen, als unerbetene und unberechtigte Zudringlichkeiten von Vielen zurückgewiesen wurden, welche eben den Beruf zu bessern zuerst hätten empfinden müssen.

War im Allgemeinen die Muthlosigkeit in der Bürgerschaft und namentlich unter den Kaufleuten Revals groß und hatten die Nothjahre eben auch nichts dazu thun können, die allgemeine Lebens- und Schaffensfreudigkeit zu erhöhen, so wurden doch von anderer Seite alle Kräfte angespannt, diese Lethargie zu bekämpfen. Zwei von den Revaler Kaufleuten hatten sich diesen Bemühungen energisch angeschlossen, beide Männer, die im communalen Leben sich des Vertrauens der Bürgerschaft würdig und in den Arbeiten des Nothstandscomités thätig erwiesen hatten: Baron Arthur Girard und Alexander Eggers. Der letztere namentlich hatte in seiner schlichten, entschiedenen Art sich bei allen den praktischen Fragen der Nothstandsarbeit und besonders um die Brod- und Saatbeschaffung, um die Suppenanstalt und Brodbäckerei außerordentlich verdient gemacht. Als ein Mann von weitem Blick und von frischer Thatkraft war er bald die Stütze eines Unternehmens, das für Reval eine neue Lebensepoche bezeichnen sollte.

Jene lebenswürdige, phäakische Selbstbescheidung, welche für die praktische Welt in Reval und Estland fast zur allgemeinen Signatur geworden war, raffte sich zu lautem Widerspruch auf, als die Gefahr eines größeren, noch unberechenbaren Verkehrs immer näher heranzog. Man hatte zwar schon seit mehreren Jahren von Eisenbahnen reden hören, man hatte ganz akademisch die Frage erörtert, ob ein Schienenstrang zwischen Reval und Petersburg der erstgenannten Stadt wohl

Vorthcil bringen könne, man hatte die ganze Angelegenheit aber nicht ernst genommen, und die einzelnen Leute, die sie dennoch betrieben, entweder als Phantasten bespöttelt oder als Speculanten zu eigener Rettung bemitleidet. Diese einzelnen Leute waren zumal nicht Geschäftsleute im Revaler Sinn: sie waren Gutsbesitzer, zwei von ihnen ohne besondern Einfluß in der Stadt, wie auch auf dem Lande. Nur die Action des Dritten, des Ritterschafthauptmannes Baron Alexander von der Pahlen konnte nicht wohl als ganz hoffnungslos abgewiesen werden, besonders nachdem auch Alexander Eggers und Baron Arthur Girard sein Unternehmen stützten und deckten.

Empfanden nun auch allmählich die Gegner der Bahn, daß die außerordentliche Rührigkeit des Baron Pahlen seine Thätigkeit ernst zu nehmen zwingt, so unterblieb doch zu höchster Verwunderung und Kränkung der Einsichtigeren die freudige Unterstützung seiner Bemühungen in dem größern Theil der Revaler Geschäftswelt. Statt einmüthiger Zustimmung und warmer Theilnahme bei jedem neuen Schritte, statt privater und öffentlicher Ermuthigung des unermüdblichen Kämpfers für die Bahn, wurden Stimmen laut und Urtheile colportirt, wie als häufigstes das Stichwort eines angesehenen „Comptoiristen“: „Wir werden Alle Prikaschschiks von Petersburg.“ Oder: „Wir werden von Petersburger Concurrenten überschwemmt werden; wir verlieren unsre Selbständigkeit, unsre Unabhängigkeit, unsere alte Verfassung; wir bekommen läderliches Volk ins Land; unsere guten Diensthofen laufen uns fort und wir kriegen schlechtes Zeug dafür; es wird Alles theurer werden“ u. s. w. u. s. w. Hierzu noch die Fülle rein persönlicher Befürchtungen, bizarrer Improvisationen, mißgünstiger Eiferfuchteleien: Mir schneidet die Bahn ein Stück meines Gartens ab; mir theilt sie das Feld in zwei getrennte

Theile; mir wird die Station mit Dampf und Lärm vor das Schlafzimmer gesetzt; warum bekommt Nachbar A. eine Haltestelle und B. eine Station und ich nichts? warum läuft die Bahn nicht über mein Gut, warum will sie nicht besser zahlen? warum sollen die Arbeiter aus dem Innern kommen, warum die Erdfarren nicht bei uns gebaut werden? — Und noch viel andre, zum Theil schon auf das Detail der noch gar nicht gesicherten Unternehmung gestützte Fragen wurden in mißgünstigem Sinn aufgeworfen und vorzugsweise Stimmung gemacht gegen die Bahn.

Von den drei Wettbewerbern um die Bahnconcession sahen zwei von jeder Unterstützung durch die Presse ab, Baron Pahlen aber erkannte sofort, daß er die öffentliche Meinung zu belehren und dann zu leiten habe. Er machte die „Revalische Zeitung“ zu seinem Organ. Die damalige Leitung derselben hatte schon manchen öffentlichen und privaten Strauß zu Gunsten der Bahn sechten müssen. Sie war so ganz von der unabweisbaren Nothwendigkeit derselben, wie von der Verpflichtung überzeugt, alles irgend Mögliche zu rascher Betreibung der Action aufzuwenden. Auch erkannte die Leitung den schönen Vorzug und das unschätzbare Glück freudig an, für eine große, gemeinnützige Frage ihre ganze Kraft einsetzen zu können. Denn wenn die Zeitung auch in dieser Frage ein Organ des Baron Pahlen genannt werden konnte, so bewahrte sie sich doch vollständige Freiheit der Action und Gesinnung. Auch ist kein Ansinnen an sie gestellt worden, etwa nachweislich Falsches über den Stand der Verhandlungen zu bringen: die öffentliche Arbeit des Baron von der Pahlen bestand in fortlaufender Information des Redacteurs und in häufigen Besprechungen über neue Momente, die zu Gunsten des Planes geltend gemacht werden konnten. Denn es galt nicht nur den Leuten im eigenen Hause die Vorurtheile und Befürchtungen

ausreden, sondern auch die Einwürfe auswärtiger Gegner bekämpfen. So hatte ein damals sehr einflußreiches russisches Blatt, das die Bahn scheinbar als staatsgefährlich bekämpfte, dieselbe einmal mit vernichtendem Spotte die „Apfelsinenbahn“ genannt, weil sie — wenn sie zu Stande käme — doch nichts zu transportiren haben werde, als die ersten Apfelsinen, die Eisess wegen noch nicht zu Schiff nach Petersburg gelangen könnten und in dem ewig eisfreien Baltischport umgeladen werden müßten.

Mußte die Vertheidigung des Bahngedankens also nach zwei Seiten geführt werden: nach der einen, welche die erhöhte Concurrnz Petersburgs fürchtete, und nach der andern, welche die Bahn verspottete, weil sie die Concurrnz für Petersburg fürchtete, mußten einerseits die Trivialitäten der trägen Kleinlichkeit, andererseits die Drohungen der engherzigsten Mißgunst zurückgewiesen werden, so gewann die Bahnidee doch Schritt um Schritt an Verständniß und Sympathie. Hatten die Zeitungsartikel für die Bahn zuerst recht gehäßige Beurtheilung gefunden, so wurde nach Jahresfrist jede Privatnachricht, welche die Aussichten der Bahn sich bessern ließ, sofort in die Redaction getragen, und als endlich von Baron Bahlen ein Telegramm aus Petersburg meldete, die Concession sei erfolgt, da brach gar im Rathhaus selbst eine improvisirte Feier aus, zu welcher auch schleunigst die Redaction der Zeitung herbeicitirt wurde. Und so übermüthig äußerte sich die Freude derer, die früher zumeist Gegner der Bahn gewesen waren, daß den Champagnerkelchen der Fuß abgeschlagen wurde und nun in stürmischer Eile Trinkspruch auf Trinkspruch folgte.

Ob alle Theilnehmer schon damals der Bedeutung des Verkehrs im Allgemeinen gerecht wurden, bleibt unentschieden. Jetzt hoffte man phantastisch, wie man früher phantastisch gefürchtet hatte.

Vom Rathhaus pflanzte sich die hochgehende Freudenwoge über die ganze Stadt fort: es ließ sich Alles von ihr heben und schaukeln. Wer noch vor einem Jahr mit hundert Gründen, zumeist aber aus der zähen Tiefe seines Temperaments die Eisenbahn für das Verderben der Stadt erklärt hatte, der jubelte jetzt mit, rauchte Eisenbahncigarren, trank Eisenbahnwein, aß ganze Locomotiven, die Stude kunstvoll aus Eis hergestellt, auf und schenkte seinen Kindern eine Schachtel mit einem ganzen Bahnzuge aus Zinn. Selten war wohl ein Jubel so ansteckend gewesen, und seltener noch ist der Uebergang aus einem altgewohnten Zustande der Gemüthsruhe in ein ungewisses Neues, das jede Ruhe auszuschließen versprach, so fröhlich und leichtsinnig gewesen, wie der Tag der gewonnenen Concession. Baron von der Pahlen hatte allerdings durch rastloses, jedes Hinderniß bewältigendes Bemühen Fackelzug und Ehrenbürgerbrief reichlich verdient.

Und doch glaubte sich die Zeitung noch weit höher belohnt, weil sie sich ganz und gar mit den Interessen der Stadt und des Landes solidarisch fühlte.

Ob von den Hoffnungen und Erwartungen jener Tage in den seither vergangenen dreißig Jahren viele sich erfüllt haben, ob heute noch der Taumel jener ersten Freude ein Recht behält, — wer entscheidet das?

Läugnen läßt sich nicht, daß jene Befürchtungen, welche gegen den Bau der Bahn sich erhoben, meist eingetroffen sind: dem Einen ist ein Stück seines Gartens abgeschnitten, dem Andern ein Feld vom Gute abgetrennt, dem Dritten das Gefinde entlaufen, den Vierten haben angereiste Diebe bestohlen — (thörichte Leute, die ihre Kunstreisen nach Chstland richten, wo gewisse Specialitäten ihrer Kunst in so hoher Blüthe stehn!). Wieder Andere haben schwer mit Petersburger Concurrenten zu kämpfen, Einige sind zwar nicht „Brikaschitschiks“, sondern

Agenten von Petersburg geworden; eine fremde Gesellschaft füllt Revals Straßen, fremde Sprachen beginnen zu herrschen, die alte Verfassung ist abgeschafft, die Lebensmittel sind im Preise gestiegen, die alte Gemüthlichkeit ist geschwunden: — — kurz fast Alles ist über Reval hereingebrochen, was zehn und fünf Jahre vor dem Bahnbau von den Weisesten der Zeit schon befürchtet und prophezeit wurde.

So ist Reval denn zurückgegangen und würde wohl dem Schicksal danken, wenn irgendeine Katastrophe ihm die ganze Bahn, und was drum und dran hängt, wieder vom Halse schaffen würde und die Stadt den alten stillen Traum von ehemals wieder träumen ließe?

Ich will Niemand auffordern, von der Strand- zur Schmiedepforte, von der Reeperbahn zum Tönnisberge, von dem Laßberge nach Wittenhof zu gehen und in jedem Geschäfte Anfrage zu halten, ob der Inhaber wohl glaube, die Bahn entbehren zu können. Ich will auch nicht auf die statistischen und Handelsberichte, nicht auf die Schiffslisten und Tonnenregister hinweisen, nicht auf die ominösen Apfelsinenkisten im Vergleich zu den Baumwollballen, noch auf die Stieftinder früherer Jahre, die Fabriken von einstmals, und auf die blühenden Lieblingkinder der Gegenwart, die Fabriken von heute: denkt Euch die Bahn fort, und der Hafen verödet, die Schloten dampfen nicht mehr, die großen Niederlagen fallen in Trümmer, wie jene Stadt auf dem Plateau des Laßberges. Reval ist dann wieder arm, nein, es ist dann nicht nur arm, denn Armuth läßt sich ertragen, sondern es *verarmt*, es geht von Tag zu Tag größerer Beschränkung, größerer Noth entgegen. Armuth ist ein idyllischer Zustand gegen den Sterbe- und Verwesungsproceß der Verarmung.

In der Armuth lassen sich die idealen Güter hochhalten, die Herzen erbauen und erheben durch Hoffnung

und Selbsttäuschung. Verarmung ist untrennbar von dem Niedergang alles Guten und Großen, alles Geistes und aller Sittlichkeit, auf Verarmung einer Gemeinde folgt ihre Verklumpung. Das ist ja eben das Wesen des gesunden Verkehrs, daß er auf keinem Gebiete und in keiner Lebensführung den Stillstand duldet: es kann Niemand zur Seite treten und die ringenden und eilenden Kräfte an sich vorüberbrausen lassen: er muß eben selbst mit hinein, muß sein Tempo wählen, Hand und Fuß regen, zumeist aber den Kopf! — und muß mitschieben, weil er im Geschiebe ist. Wer dazu die Kraft nicht besitzt, bleibt nicht etwa auf dem alten Flecke, er wird an den Rand geworfen, auf die Moräne, auf den Schutt.

Die baltische Bahn kam mit Schwierigkeiten, aber sie mußte kommen, sie kam wie eine elementare Nothwendigkeit, nach einem Naturgesetze — nicht um Revals oder Estlands willen allein, nein vielmehr als eine unvermeidliche Consequenz des wachsenden Verkehrs im ganzen Reich, in Europa, in der ganzen Welt. Sie nahm von Estland Besitz, weil dieses Glied im großen System des Verkehrs, im materiellen und geistigen Blutumlauf der Menschheit nothwendig war — und sie verband so auch unser Ländchen mit dem großen Ganzen der Welt.

Man verächmähete es nicht, auch die eigenen kleinen Lebensbedingungen einmal von diesem höhern Gesichtspunct aus zu betrachten, und das so prosaische, realistische, erwerbsüchtige, eigennütige, das schwindelhafte und nimmer ruhende Getriebe zeigt uns plötzlich seine idealen Seiten: das Haben, das Sein treten zurück: es regiert der Zwang und der Drang des Werdens. Jetzt spannen sich alle Kräfte, um aufzufangen und festzuhalten, was dem Verkehr der Geister entspringen, im Verkehr die Geister erregt und verbindet. Dem reicheren Gewinn an geistigem Lichte und geistigem Schatze folgt die größere Fähigkeit zum Mitringen, der raschere Schritt, das

lebendigere Tempo der Thätigkeit, der schärfere Blick in Vergangenheit und Zukunft. Es wälzen sich aus den Speichern der geschaffenen Werke immer neue, immer geschicktere Erzeugnisse menschlichen Fleißes und menschlichen Geistes. „Der Mensch wird selbst zur Maschine in der Fabrik.“ Aber zu welcher Maschine? Tante Gustchen erzählte wohl — nicht ohne die Freigeisterei eines leisen Zweifels — in England werfe man nur ein Stück Leder in die Maschine, und ein Paar Stiefel falle fertig heraus. Doch noch staunenswerther ist die unbezweifelte Thatsache, daß ein Stück Eisen in die Maschine geschoben wird und je nach Belieben in doppeltem Werth als Hufeisen, im hundertsten Werth als Nähnaedel, im fünftausendsten Werth als Uhrfeder wieder erscheint. Aber die Hämmer, welche Hufeisen schmieden, die Maschinen, welche Nähnaedeln oder Uhrfedern schaffen, hat eben der Mensch erfunden, und sie leitet und vervollkommnet der Mensch. Er ist es, der den einfachen Producten der Natur den beliebigen Werth geben kann, und diese Werthhöhung, diese wirkliche Beherrschung der Natur heißt Industrie. Industrie aber ist das Kind des Verkehrs. Industrie ist nicht, was ich mir selber bereite: erst wenn meine Erfindung, mein Werk über Länder wandert, sich bewährt, gesucht wird, wenn es meine ganze Kraft in Anspruch nimmt, wenn das Product der Erde zum Dienst der Menschheit verarbeitet und gewerthet ist, dann gehört es der Industrie, dem Gewerbefleiß. Und Gewerbefleiß ist wie Fleiß überhaupt ein Gebot, eine Nachfolge des schaffenden Gottesgedankens; Fleiß ist eine der höchsten sittlichen Pflichten und eine der erhabensten Regungen des Göttlichen im Menschen:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

II.

Wer den Begriff „Verkehr“ verstehen will, darf nicht an persönlichen Schaden, noch persönlichen Vortheil, nicht etwa an billigeres Reisen und schnellere Postverbindung, nicht an die ersten Apfelsinen im Jahr oder lebende Forellen aus der Ferne denken. Der Verkehr als die große weltbewegende Macht, als die unerbittliche Forderung der höchsten Kraftanstrengung des Einzelnen, als die Quelle des wahren Welt- und Menschenverständnisses und als der mächtigste Drang zu steter Vervollkommnung des Ganzen: der Verkehr in diesem Sinne zerreißt Gärten und Felder, zertritt liebgewordene Zustände, führt Lumpenvolk in ordnungsliebende Gemeinden, streut wahn- sinnige und verbrecherische Ansichten wahllos über Urtheilsfähige und Urtheilslose, trägt Ansteckungsstoffe aller Art durch die Lande — aber er bleibt der große sittliche Impuls zum Fortschritt des menschlichen Wissens, Liebens, Wollens, Könnens. Und diese Wirkungen spürt auch der, welcher sich der großen Triebkräfte in der Menschheitsgeschichte nicht bewußt wird. Bei einer Rundfrage, wie ich sie für Reval abwieß, weil ich ihres Resultats schon ganz sicher bin, würde es keinen Fuhrmann auf dem Markte, keinen „vereidigten Rechtsanwalt“, keinen Comptoiristen und keinen Schneidermeister geben, der nicht — jeder von seinem Gesichtspunct aus — den Fortschritt Revals

anerkennt und denselben in Verbindung mit den seither entstandenen Bahnen brächte. Daß auch trotz solchen Zugeständnisses die Kleinmüthigen nicht alle werden, liegt ja in der Verzagniß, oft auch in der Verzärtelung vieler guter chsländischer Herzen. Trotz dreißigjähriger Bahnverbindung — was wollten die einstigen mcerdurchpflügenden Hero und Leander, Storfürsten und Konstantin gegen diese moderne Gastbewegung zu Lande bedeuten! — hat Poseidons Strafgericht zu wirken nicht aufgehört: manches phäakische Herz ist, wie das Meer-schiff des Alkinoos, fest am Boden gewurzelt und zu taubem und blindem Stein erstarrt. Aber das Gebirg, das der Erdschütterer um unser liebes Scheria gezogen, hat mit jeder neuen Bahnverbindung einen neuen luftigen Paß mit freierem Ausblick und frischerem Windhauch erhalten. Ueber den Geschmack an einem engherzigen und selbstzufriedenen Philistertum und an den Schlagbäumen und Wegpforten von ehemals sind wir glücklich hinaus. Und dieses Bewußtsein ist der sicherste Schutz gegen den Andrang fremder Anschauungen, die zwar einbrechen können, aber nie und nimmer dem Verkehr zugeschoben werden dürfen. Der Verkehr beruht auf Austausch, auf freier Gegenseitigkeit. Es hat ja große geschichtliche Katastrophen gegeben, in denen wie Sturmfluth oder Samum fremde feindliche Mächte verheerend über Felder und Gärten, über Ordnung und Arbeitsfleiß hinrasten; aber gerade solche Eruptionen barbarischer Zeiten fanden ihre Schranken dort, wo geregelter Verkehr der Kultur festen Boden gegeben hatte. Denn wer den Verkehr schafft, erhält und beherrscht, der besitzt das Land.

Zeugniß hiefür ist auch die Geschichte unserer Heimath.

Der Handelsverkehr hat sie gleichsam entdeckt und mit dem höher entwickelten Westen in Verbindung gesetzt. Der Orden, welcher in seine religiösen Pflichten auch den Schutz des

Berkehr eingeschlossen hatte, brachte das Christenthum und ohne politischen Anspruch doch festere Emporien des colonisirenden Elements, als die Ritter. Was wären die ritterlichen Pilger, die Kreuzfahrer der Jungfrau Maria, was die Burgherren in Feindesland geworden oder geblieben, ohne die Kette regelmäßiger Verbindungen, ohne den unausgesetzten Verkehr des Mönchsordens mit seiner geistlichen Familie, durch deren „abneptis, proneptis, neptis und filia sich jedes Kloster legitimirte und deren jährlicher Revision jedes unterlag.

Nichts hat die Entwicklung der baltischen Lande und insbesondere Estlands so oft gestört und so dauernd erschwert, als die steten Unterbrechungen und Belästigungen des Verkehrs durch Kriege, Aufstände, Raub- und Vitalienbrüder zu Land und Meer. Intervalle, wo solche Verkehrsgefahren und -schädigungen nicht stattfanden, sind Fortschrittsjahre für das Land, Zeiten des Schutzes vor ähnlichen Störungen sind zugleich neue Anknüpfungen des Verkehrs mit dem Westen und mit dem Osten gewesen, soweit dieser nicht als mächtiger Feind zu fürchten war. Wehmüthig klingt uns noch heute Ruffows Schilderung: „Den sülwigen samer anno 74 sint auermals eine ganze flate der Lübeßchen schepen nha der Narue gesegelt, do stunden de Neuelschen Börger vf dem Rosengarden, vnde mussten solches mit schmerzen ansehen, dat de Schepe ere Stadt vorby segelden“ — — Knüpfen sich nicht alle Schicksale Estlands an die Ostsee, ist nicht für Estland immer entscheidend und verhängnisvoll, in wessen Händen dieses vielumstrittene Gewässer sich befindet? Und ist nicht jede Frage um ein Meer eine Frage um den Verkehr? Normannen, Deutsche, Dänen, Schweden, Russen haben seit einem Jahrtausend um den Besitz des mare balticum, das heißt um die Herrschaft im Verkehr auf demselben gerungen, und zu allermeist ist es das estländische Gestade gewesen, auf welchem dieses Ringen stattfand und wel-

ches an den Kränkungen wie an den Förderungen des Seeverkehrs ebenso interessirt war, wie an dem Landverkehr mit dem Westen.

Dieser große Factor in unserer provinziellen Geschichte beherrscht auch im Kleinen die einzelnen Gemüther. „Reisen, reisen nur ist leben!“ war das Motto eines vielgewanderten ehstländischen Künstlers, und reisen war das Lebensideal vieler ehstländischer Gelehrten und Seemänner. Ehstland, das kleinste Gouvernment Rußlands, hat dem Reiche nicht nur die ersten, sondern verhältnißmäßig auch die meisten Weltumsegler und Entdeckungsfahrer gegeben. Auch gilt wohl jetzt noch keine künstlerische oder wissenschaftliche Bildung für abgeschlossen, wenn der Betreffende nicht „gereist“ ist. Das Reisen wird den Verständigen zu einer frohen Kunst. Hiefür eigene Erfahrungen zu Nutz und Frommen Jüngerer aufzuzeichnen, war mir, der selbst dem Verkehr zu Wasser und Lande viel schöne Erinnerungen dankt, ein Herzensbedürfniß. Und dem Kreise, der den Heimgekehrten mit warmer Freundschaft empfing und die Heimath wieder würdigen lehrte, gebührten wohl Worte des Dankes und der Liebe, die gewiß bei Allen Widerhall finden, welche diesem ernstern und doch jeder frischen Lebenslust zugänglichen Männerkreise nähergestanden.

Nun reichte sich rückgreifend Bild an Bild: die Stätte, an der eine frühere Generation in stiller Selbstbescheidung und reicher Arbeitsfrucht gelehrt und geforcht, belebte sich neu, die Saat, welche ihre Bemühungen gestreut, ging auf als ein Garten der mannigfaltigsten Gewächse. Aber düstere Noth klopfte an die Thüren der vergnügt beschäftigten Sammler. Die Mahnung zur Hülfe ward laut, und wiederum war es das ganze Land, das zu ernster Pflicht und gutem Erfolg zusammenstand. Und Eine Lehre tönte vernehmlich und ernst aus diesen Tagen des Kampfes gegen die Noth, die eine Lehre, welche schon die

fröhlichen und gemüthlichen Genossen in Petenbergs Keller, die fleißigen und ernstesten Männer im Kloster, die Bedrufer zu der wissenschaftlich = künstlerischen Museumsstiftung, wie die Leute erkannt hatten, welche der gemeinsamen Noth zu steuern gemeinsame Kräfte aufriefen: die Lehre, daß Ebstland nicht glauben möge, ein Dasein führen zu können für sich, und daß es von den Bewegungen der Zeit abseits stehen und seine Eigenart nur retten könne, wenn es verbleibe von dem Verkehr der Welt. Das ist der rothe Faden, der sich durch Ebstlands Entwicklung immer sichtbarer zieht: „Die große Lehre von dem Gesetz des Verkehrs.

Nicht erschöpfen konnten diese Blaudereien, noch würdig betonen diese Lehre, nur an sie erinnern, nur zeigen, wie sie schon in Männern lebendig war, welche sie nie aussprachen und in Arbeiten, die sich scheinbar gegen den auswärtigen Verkehr abschlossen, wie sich scheinbar auch mit eigenen Mauern jene klösterliche Kleinstadt abschloß, die doch nur ein Glied der Gemeinschaft war, welche mehr als jede andre zur Förderung des Verkehrs, also zu gegenseitiger Kenntniß der Menschenstämme, der Menschenbedürfnisse, der Menschenkräfte, der Menschenbestimmung beigetragen hat, in Wahrheitsdrang und Liebeshat ein einiges Ganzes zu sein.



Nachträge.

Die vorstehenden „Revaler Schattenrisse“ sind im Feuilleton des „Revaler Beobachter“ erschienen. Bei der Entfernung des Autors vom Druckorte fügte es sich, daß einige Erweiterungen und Zusätze nicht mehr in den Text aufgenommen werden konnten; aus dem gleichen Grunde hat ein Theil der Berichtigungen, die der Verfasser vermerkt hatte, unberücksichtigt bleiben müssen. Etwaige Incorrectheiten mögen daher freundlichst entschuldigt werden.

Wir lassen nun die Nachträge und einzelne Berichtigungen hier folgen.

Die Redaction des „Rev. Beob.“

Zu Seite 91 Schluß:

Man bedenke: „Üksküla“ sollten die Liven eine ihrer Niederlassungen an der Düna genannt haben: „ein Dorf“. Das heißt also: sie gaben dieser Niederlassung gar keinen Namen, sie bezeichneten sie nur — wie Sjögren das livische Wort Kyla (nicht Kola) übersetzt — als „einen Wohnort“. Das wäre ein Seitenstück zu der Mystification, die sich

der herrliche Dulder Odysseus dem klogköpfigen Cyclophen gegenüber erlaubte. „Wer hat Dir ein Leid gethan?“ „Niemand, Niemand!“ — „Wo sammeln sich unsre Mannen?“ „In einem Wohnort, in einem Wohnort.“ — „Wo finden wir den fremden Kaufmann?“ „In einem Dorf, in einem Dorf.“

Die Liven haben — nach Sjögren — den Artikel nicht gefannt; üks wäre hier also ein Zahlwort. Üks küla würde dem Liven demnach klingen, wie dem Lateiner unus pagus und dem Russen одно село.

Wenn nun aber in Yfeskola das mittelalterliche skola, die Raststätte, steckt, was bedeutet dann Yfe? Das wäre nicht weit zu suchen: Eiche, und Yfeskola: Eichenrast, Eichenheim.

Für seefahrende Handelsleute — solche kamen ja vor den Mönchen, Pilgern und Rittern — war ein bestimmter Anlegeplatz als Marktplatz von doppeltem Werth, wenn sie daselbst auch finden konnten, was ihnen nach beschwerlicher Segelfahrt oft genug noth that: Holz zur Wiederherstellung schadhast gewordener Schiffe, als bestes Holz hiezu: Eichenholz. Die Cistercienser-Abtei Dünamünde dankte ihre große Bedeutung ihrem Charakter als Missionsherberge, als Waffenplatz, als Winterquartier der Pilgerschaaren, welche von Norddeutschland in Livland eintrafen, aber nicht bloß als gastfreie schola der Obdachbedürftigen. Das Kloster gestand vielmehr den Anschiffenden in aller Rechtsform die Nutzung seiner Weiden für die Pferde und seiner Waldungen für Schiffsreparaturen zu, und namentlich und ausdrücklich die Verwendung von Eichen aus diesen Wäldern. Mehr noch als die Betonung dieser Leistung zeigt die Gegenleistung, wie hoch so weitgehende Gastfreundschaft geschätzt wurde, wie sehr den norddeutschen Ländern damals an einem festen Fuß in Livland lag, und hierzu gehörte unter Anderem auch die Möglichkeit,

Schiffs- und Eichenholz zu erhalten. Diesem Hospiz am Ostseestrande wurden für seine Dienste aus Frömmigkeit, Dankbarkeit, Berechnung zahlreiche Güter in Holstein und Mecklenburg geschenkt, „Norddeutschland stattete Dünamünde aus“. Natürlich war es nicht das Schiffsholz noch die Gastlichkeit allein, was Dünamünde so groß machte, doch ist es darum nicht weniger glaubhaft, daß die Schiffer, die noch kein Dünamünde und keine große baltische Politik vorfanden, sich des mit Eichen bestandenen sicheren Landungsplatzes freuten und ihn Eichenruhe, Eichenheim nannten.

Zu Seite 101, Absatz 1:

Man hat die Befreiung der Revaler Nonnen von der Inspection wohl mit einer Urkunde begründet, die zwar echt ist, aber von solcher Befreiung überhaupt nicht handelt. Im Jahr 1255 bestätigt Papst Alexander IV. unsern Nonnen das Vorrecht, nur von eignen Ordensobern visitirt zu werden. Unter den eigenen Ordensobern sind eben die Aebte der Stammklöster (wahrscheinlich Pforte, Walkenried, Morimond) zu verstehen. Es handelt sich hier also um die Bestätigung eines älteren Rechts, nicht um einen neuen Dispens. Der Papst fügt hinzu: „Denn wir erkennen aus klaren Anzeichen, daß der Cistercienserorden andern ein Spiegel und ein heilsames Vorbild für christlichen Wandel ist, und wir hoffen, daß ihr auch in Zukunft euch so regieren werdet, wie ihr das bisher gethan habt.“ — Von einer Ausnahmstellung, wie von einer Isolirung der Revaler „Grauen Schwestern“ im Cistercienserorden ist also nicht die Rede.

Zu Seite 103, Absatz 1:

Beghinen wurden bekanntlich am Niederrhein und in Flandern die frommen Frauen genannt, welche sich — vorerst ohne für alle Zeit bindendes Gelübde — zu gottgefälligem Leben der Weltentfagung zusammenfanden, wie es Männer als Begharde, eifrige Bitter, Bettler oder Beter, schon früher gethan hatten. Beghinen, auch Begutten, Bigotten genannt — Betschwestern, sollen die ersten Frauen gewesen sein, die um Aufnahme in den Cistercienserorden sich bemühten. Später erhielten sie vom Papst eine eigne Regel, ohne jedoch ganz moniales im Sinne der Nonnenklöster zu werden. Sie dürfen in das weltliche Leben zurücktreten.

Berichtigungen :

Seite	10	Zeile	1	von unten	statt nach	Harms	— zu	Harms.
"	35	"	9	"	"	"	1858	— 1857.
"	36	"	2	"	"	"	ihre	— diese.
"	89	"	13	"	oben	"	Morinard	— Morimond.
"	95	"	11	"	unten	"	Betry	— Bitry.
"	104	"	6	"	oben	"	: im	— . Im.

www.books2ebooks.eu